

Doris Leuthard, Donald Trump, Zoë Pastelle, Michel Comte

Nummer 11 – 15. März 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Luxusklinik für alle

Fünfsternehotel auf dem Bürgenstock. Die Krankenkasse bezahlt.

Von Rico Bandle

Der Unverzichtbare

Ueli Maurer würde jederzeit gehen – wenn die Partei ihn liesse.

Von Christoph Mörgeli

Frauen, die die Welt bewegen

Neue Serie. *Von Dagmar Just*





MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | ROSEGOLD 18K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Dass die Krankenkassenprämien ansteigen, ist ein jährlich wiederkehrendes Ärgernis. Politiker von links bis rechts versprechen, das Kostenwachstum im Gesundheitswesen endlich abzubremsen. Ohne Folgen. Umso mehr erstaunt dann, wenn man hört, dass im kürzlich eröffneten Luxus-Resort auf dem Bürgenstock neuerdings Patienten auf Kosten der Krankenkasse im Fünfsternhotel logieren können, auch Allgemeinversicherte. Rico Bandle hat eine Nacht in dem Hotel mit integrierter Klinik verbracht und sich von den Verantwortlichen erklären lassen, weshalb sie trotz Luxus den Vorwurf der Kostentreiber von sich weisen. **Seite 16**

Dass Stephen K. Bannon nach seiner Goldman-Sachs-Karriere erfolgreich als Filmproduzent tätig war und beim Regiedebüt von Sean Penn Pate stand, ist bekannt. Am Rand seines Besuchs in Zürich offenbarte der ehemalige Sicherheitsberater von Donald Trump, dass er 2004 erstmals mit einem politischen Stoff in Erscheinung trat: als Filmemacher bei «Reagan's War in Word and Deed» (Reagans Krieg in Wort und Tat). Der Film entstand in Zusammenarbeit mit dem Reagan Ranch Center in Kalifornien. Für *Variety* war Bannons Film «die filmische Entsprechung davon, Ronald Reagans Gesicht in den Mount Rushmore zu brennen». Was die Kritik zu Steve Bannons Auftritt in Zürich sagt, lesen Sie im Pressespiegel auf **Seite 32**.

Am Tag, an dem wir Deutschlands erste Digitalministerin Dorothee Bär im Bundestag besuchten, unterschrieb die grosse Koalition den neuen Vertrag – und Bär gab erstmals ihren Instagram-Account in die Hand einer Mitarbeiterin. Auf der Foto-Plattform zeigt sich die Politikerin auch als Ehefrau und Mutter dreier Kinder. Ein Problem, dass sie Privates und Politisches vermischt inszeniert? «Es wird sicher verstärkt thematisiert werden», sagt sie. Mit ihren markigen Aussagen zu Flugtaxi, Breitbandausbau und den Twitter-«Psychopathen» polarisierte sie schon vor Amtsantritt. Was kann sie erreichen? **Seite 42**

Am liebsten verabredet sich Michel Comte in der Zürcher «Kronenhalle», so etwa auch mit unserem Mitarbeiter Mark van Huisseling. So weit, so wenig aussergewöhnlich. Mit Ausnahme der Uhrzeit – Michel lädt auf 15 Uhr ein – und des Teilnehmerkreises – oft sind seine Frau Ayako und sein 91-jähriger Vater dabei. Das Gespräch wird mit ziemlicher Sicherheit in eine andere Richtung gehen als in die, in die man es steuern wollte. Macht nichts; wer Zeit mit dem 64-jährigen Fotografen und Künstler verbringt, erkennt, dass nicht Antworten dessen Ziel sind, sondern der Weg, also das Gespräch an sich. Das ist nicht die effizienteste Art des Austauschs,



Überraschende Einsichten: Michel Comte.

führt dafür möglicherweise zu überraschenderen Einsichten. **Seite 52**

Mit dieser Ausgabe starten wir eine neue Serie: «Frauen, die die Welt bewegen». Die Berliner Autorin Dagmar Just stellt in den nächsten zwölf Wochen aufsehenerregende Frauenfiguren vor, die im Laufe der Geschichte mit Intelligenz, Scharfsinn, Schönheit oder allem zusammen Einfluss auf Millionen von Menschen hatten. Den Auftakt macht die sagenhafte Helena, die «schönste Frau der antiken Welt», die den Trojanischen Krieg und die anschließende Gründung Roms auslöste. **Seite 72**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 2'354'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'550.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciaca.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Hausbesetzer des Freisinns

Philipp Müller und Cédric Wermuth: das neue Traumpaar der Europapolitik. *Von Roger Köppel*

Die FDP ist weiblich. Ihre Wege sind unergründlich. Selbst dort, wo man nichts mehr zu verstehen scheint, könnte ein versteckter Sinn verborgen liegen.

Vor ein paar Wochen überraschte FDP-Chefin Petra Gössi in der Boulevardpresse mit dem Satz, in der Europapolitik sei die SP die «natürliche Partnerin» der FDP.

Gössis Ansage war ein Erdbeben, ein Schock. Sie war ein derartiger Schock, dass es vielleicht gar niemand richtig gemerkt hat. Vielleicht haben sie es auch gemerkt, aber sie haben es gleich wieder verdrängt oder vergessen, wie wenn man im Moment eines Autounfalls alles glasklar sieht und erlebt und nachher doch nicht mehr weiss, was genau passiert ist.

Der Satz schien so weit von jeder Realität entfernt, dass die Leute vielleicht auch zu verblüfft waren, um überhaupt zu realisieren, was die FDP-Chefin da in den Raum gestellt hatte: eine Allianz zwischen FDP und SP in der wichtigsten politischen Frage der Gegenwart? FDP und SP gemeinsam für Europa? Unergründliche FDP. Oder hatte Gössi vorübergehend den Verstand verloren?

Europäische Flitterwochen zwischen FDP und SP. Das geht doch nicht. Nicht mehr. Oder doch wieder?

Die SP will den EU-Beitritt, nach wie vor, sie will möglichst viel EU und möglichst viel Zuwanderung, um damit ihre gewerkschaftlichen Forderungen zur Abschottung und Regulierung des Schweizer Arbeitsmarkts durchzubringen. Ausserdem bringen die «flankierenden» EU-Abwehrmassnahmen Millionen in die Kasse. Die SP drängt auch deshalb in die EU, weil in der EU die Politiker und Beamten das Sagen haben und nicht die Wähler, die seit Jahren die linken Parteien an den Urnen bestrafen.

Umgekehrt erholte sich die FDP zuletzt von ihren europapolitischen Verirrungen. In den neunziger Jahren war die FDP noch schwer verliebt in die EU. Es war «angesagt», es war Mode, der Zeitgeist wehte in Brüssel. Beitrittsgegner wurden von den freisinnigen Grössen als «Sonderlinge» abgekanzelt.

Doch die Strategie verfringt nicht. Die FDP schrumpfte, die Wähler liefen ihr davon. Unter dem Druck der Niederlagen kühlte die EU-Liebe ab. Schliesslich rang man sich durch zu einem Bekenntnis für den Nichtbeitritt. Die einstigen Architekten des unabhängigen demokratischen Bundesstaats

schiene allmählich den Zauber ihrer eigenen Schöpfung wieder zu begreifen. «Aus Liebe zur Schweiz.»

Dachte man zumindest. Am letzten Freitag wurde Gössis unheilvolle Weissagung wahr in der «Arena». Es ging zwar nicht um den EU-Beitritt, aber, schlimmer noch, um den institutionellen EU-Rahmenvertrag.

Bei einem Beitritt, so verheerend er wäre, könnte die Schweiz wenigstens noch mitbestimmen. Beim institutionellen Abkommen müsste sie passiv das europäische Recht schachtelweise unter Strafandrohung übernehmen. Im Zweifelsfall entschiede der EuGH, das oberste europäische Gericht.

Befürworter sagen, das bringe Rechtssicherheit und Ruhe. Mag sein. Es wäre die Rechtssicherheit und Ruhe der südamerikanischen Indianer nach deren Unterwerfung durch die Spanier. Im Reservat Helvetien könnten die Schweizer zwangsberuhigt nach der europäischen Friedenspfeife tanzen.

Fremdes Recht und fremde Richter: Das ist das europapolitische Angebot des Gössi-Freisinns. SP und FDP als «natürliche» Partner. Aber musste es gleich so sein? In der «Arena» traten auf, innig vereint, Seite an Seite, im gleichen Boot als Befürworter der institutionellen Anbindung: FDP-Ständerat Philipp Müller und, ausgerechnet, SP-Nationalrat Cédric Wermuth. Was für ein wilder Ritt: Der ehemalige FDP-Präsident steigt mit dem früheren Hausbesetzer, Juso-Agitorator und Kapitalismusüberwinder auf die Barrikaden, um die Schweiz an die EU anzudocken. Diese Anpassungsfähigkeit muss ihm erst mal einer nachmachen.



Gemeinsam für die EU: Müller und Wermuth.

Für alle, die es weniger humorvoll sehen: Eigentlich ist es himmeltraurig, wie unseriös die FDP in der so wichtigen Europafrage manövriert. Müller ist das beste Beispiel. Heute trommelt er mit voller Überzeugung für den Rahmenvertrag. Noch vor vier Jahren forderte er das glatte Gegenteil.

In der *Sonntagszeitung* vom 6. Juli 2014 sagte der angehende Ständerat und Parteichef, warum es den institutionellen Rahmenvertrag mit der FDP nie geben werde: «Wir wären damit das unsouveränste Land in Europa. Wir müssten völlig nach der Pfeife der EU tanzen und hätten nichts zu sagen. Da könnten wir ja gleich beitreten.»

Was gilt jetzt? Müller 14 oder Müller 18? Nichts jedenfalls hat sich seit Juli 2014 an der Position und den Forderungen der EU geändert. Brüssel will, weiterhin, dass die Schweizer Stimmbürger in wesentlichen Bereichen ihr Stimmrecht an die EU abtreten – unter der Fuchtel der europäischen Richter.

Der grenzwertige Paarlauf im Schweizer Fernsehen offenbart: Die FDP hat derzeit nicht die Kraft, verlässlich für die Schweiz einzustehen. Wo FDP draufsteht, ist heute EU drin. Die Partei scheint wie hypnotisiert und ferngesteuert von den Funktionären, von den Wirtschaftsverbänden, Ausnahme: Gewerbeverband. Die Manager, die meisten aus dem Ausland, sind drauf und dran, die Schweiz zu verschenken, weil sie hoffen, im Gegenzug ein paar Franken mehr Umsatz in der EU zu verdienen. Wobei nicht mal das gesichert wäre. Und der Freisinn macht mit.

Die FDP wankt, doch noch wackliger ist die CVP. Parteipräsident Gerhard Pfister ist zwar gegen die institutionelle Anbindung, immerhin er, aber nach ein paar Wahlniederlagen muss er aufpassen, dass ihn die Parteilinken nicht ansägen. Wissen die CVP-Wermuths, dass in der Stadt Zürich die CVP eben vaporisiert wurde, gerade weil sie so links unterwegs war?

Etwas vielleicht Positives hat dieser Opportunismus an der Grenze zur politischen Unzurechnungsfähigkeit doch. Es ist jederzeit möglich, dass die Müllers und Gössis wieder in die Gegenrichtung ausschlagen.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





163 000 Follower: Zoë Pastelle. Seite 22



Schäferstündchen: Lady Castlerosse. Seite 60



«Die Schulkinder von heute werden in Jobs arbeiten, die es noch gar nicht gibt.»

Dorothee Bär: Seite 42

Titelgeschichte

- 16 **Bürgenstock: Luxusklub für alle**
Wellness auf Kosten der Krankenkasse
- 18 **Vertragszwang**
Wo bleibt der Wettbewerb?
- 19 **Warum steigen die Prämien?**
Antworten von Josef E. Brandenburg

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar** Politische Drückeberger
- 10 **Armee** Parmelin fasst Tritt
- 10 **Geheimdienste**
Lizenz zum Fantasieren
- 11 **Eilmeldung** Der Abgang von
US-Aussenminister Rex Tillerson
- 12 **Kopf der Woche**
Ueli Maurer: Der Unverzichtbare
- 20 **Essay der Woche** Vergesst die
Irrlehren von Foucault und Co.
- 22 **Zeitgeist** Zoë Pastelle: Die Zürcher
Schauspielerin startet durch
- 24 **Mörgeli**
«Maul halten» des Maulhelden
- 24 **Bodenmann** Zürich: Big-Five-Pfeifen
- 25 **Medien** Geheim, geheim, geheim
- 25 **Die Deutschen** Einer ist nicht genug

Inland

- 26 **Justiz** Das Bundesgericht hebt die
lebenslängliche Verwahrung aus
- 27 **Wenn der Mörder straflos bleibt**
Verjährung verhindert Aufklärungen
- 28 **Fürbitte in der Mitte** Die CVP muss
um ihren Bundesratsplatz bangen
- 30 **Eine schrecklich nette Familie**
Club Méditerranée im Bundeshaus
- 31 **Fussball** 120 Jahre BSC Young Boys

- 32 «Free Speech Summit» Medienecho
auf Steve Bannons Auftritt in Zürich
- 36 **Lukas Hässig** Der Journalist hinter
dem Skandal um Pierin Vincenz

Ausland

- 40 **Grösser als Frankreich** Steve Bannon
rettet Marine Le Pens Parteikongress
- 41 **Kolumbien** Phänomen Uribe
- 42 **Dorothee Bär** Begegnung mit
Deutschlands erster Digitalministerin
- 44 **Brief aus Berlin**
Rückkehr aus Absurdistan
- 45 **Keine Schuld am Holocaust**
Gegenrede von Jakub Kumoch
- 46 **Mister 70 Prozent**
Wladimir Putin vor seiner Wiederwahl
- 47 **Inside Washington** Gott und die Girls
- 48 **Mummenschanz im Heiligen Land**
Matthias Matussek über Israel

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **SBB als Aktiengesellschaft** Freipass
für Management und Interessengruppen
- 38 **Kosteninsel Schweiz**
Essay von Rudolf Walser
- 39 **Krypto-Währungen** Die neue
Waffe gegen das Establishment?
- 58 «**Untergang des Abendlandes**»
Oswald Spenglers visionäres Werk
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Der Kamikaze-Pilot, der überlebte
- 67 **Gewinner der Woche** Bucher Industries

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Ikone der Woche**
Alicia Vikander in «Tomb Raider»

- 52 **Michel Comte** Die zweite Karriere des
grossen Mode- und Porträtfotografen
- 55 **Verlage** Der Fall Tellkamp
ist ein Fall Suhrkamp
- 56 **Adolf Dietrich und Niklaus Stoecklin**
Erinnerung an zwei Schweizer Künstler
- 57 «**Love**» Judd Apatows Zeitgeist-Serie
- 60 **In den Fängen Kleopatras** Churchills
Affäre mit Lady Doris Castlerosse
- 62 **Enzo Enea**
Regisseur von Gartenträumen
- 72 **Frauen, die die Welt bewegen**
Helena: Das schöne Gesicht des Krieges

Rubriken

- 9 **Im Auge** Dennis Rodman
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Helmut Maucher
- 64 **Die Bibel** Herausforderung Strafrecht
- 64 **Kino** «Les gardiennes»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Keith Jarrett,
Gary Peacock, Jack DeJohnette
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 68 **Thiel** Rahmenmenü
- 68 **Namen** Ewige Wiederkehr
- 68 **Fast verliebt** Frühlingsstress
- 69 **Unten durch** Gleichgültigkeit
- 70 **Wein** Väter und Söhne
- 70 **Salz & Pfeffer**
Igniv by Andreas Caminada
- 73 **Auto** Tesla Model S P100D
- 74 **Darf man das? / Leserbrief**



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY



SAG JA ZU TOYOTA HYBRID

Sag ja zu geräuschlosem Fahren, zur grösseren Reichweite und zum einfachen Betanken. **Sag ja zu** geringem Verbrauch und zu niedrigem CO₂-Ausstoss. **Sag ja zu** 5 Jahren Hybrid-Garantie und 6 Jahren Gratis-Service.

JETZT MIT 0%-LEASING UND BIS CHF 6'140.- KUNDENVORTEIL*

*C-HR Hybrid Trend, FWD, 1,8 HSD, 90 kW, CHF 34'000.- abzgl. Hybrid-Vertragsprämie CHF 1'000.- abzgl. Sag-Ja!-Prämie CHF 1'000.- = CHF 32'000.-, inkl. Mehrausstattungs-vorteil im Wert von CHF 800.-, inkl. Trend Plus-Paket C-HR Vorteil CHF 1'800.- = total Kundenvorteil von CHF 4'600.-, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO₂ 87 g/km, En.-Eff. A. CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Auris Hybrid Trend 1,8 HSD, 100 kW, empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 33'550.- abzgl. Vertragsprämie von CHF 2'000.-, abzgl. Hybrid-Prämie von CHF 1'000.-, abzgl. Sag-Ja!-Prämie von CHF 1'000.- = CHF 29'550.-, inkl. Mehrausstattungs-vorteil im Wert von CHF 1'500.-, inkl. Trend Plus-Paket Auris Vorteil CHF 640.- = total Kundenvorteil von CHF 6'140.-, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO₂ 91 g/km, En.-Eff. A. Ø CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 133 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,00%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. März 2018 bis 30. April 2018 oder bis auf Widerruf.



Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Lifestyle»-Suite (90 m²)
- 1 Viergangdiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

Spezialpreise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)
Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p.P./Nacht; EZ auf Anfrage)

Spezialangebot:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film».

Veranstalter:

www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Politische Drückeberger

Von Katharina Fontana — Der Ständerat will das Verhältnis von Landesrecht und Völkerrecht nicht selber regeln. Lieber überlässt er die Frage der Justiz. Damit drückt er sich vor seiner Aufgabe.



Keine Diskussion.

Das nennt man ein Problem kleinreden. Der Ständerat hat diese Woche die SVP-Selbstbestimmungsinitiative abgelehnt und sich auch gesträubt, über einen direkten Gegenentwurf aus FDP- und CVP-Kreisen zu diskutieren. Es gebe heute kaum Spannungen zwischen Völkerrecht und Verfassung, alles sei in bester Ordnung, so der Tenor der Mehrheit. Vergewenigt man sich die endlosen parlamentarischen Diskussionen über die Umsetzung der Zuwanderungs- oder der Ausschaffungsinitiative, sind diese Behauptungen schlicht lachhaft.

Der Entscheid der Kleinen Kammer ist nicht überraschend, wird das SVP-Volksbegehren doch seit seiner Lancierung von einer Phalanx aus Rechtswissenschaftlern, Menschenrechtsaktivisten, Wirtschaftsverbänden und allen anderen Parteien als das Böse schlechthin bekämpft. Auch im Nationalrat, der sich als Nächster mit der Vorlage befassen wird, dürfte die Diskussion nicht anders verlaufen. Die Gegner haben es geschafft, dass alle, die zur Bundesverfassung stehen und sie weiterhin als oberste Rechtsquelle ansehen, heute als völkerrechtsfeindliche Nationalisten gelten. Das ist raffiniert gemacht, wird damit doch eine seriöse Diskussion verhindert; es geht aber komplett an der Sache vorbei. Niemand stellt in Abrede, dass die Schweiz

internationale Verträge braucht und sie grundsätzlich einhalten soll. Doch das heisst umgekehrt noch lange nicht, dass man Volksinitiativen deswegen nicht mehr umsetzt.

Es macht den Eindruck, als ob sich der Ständerat aus der schwierigen Diskussion über Landesrecht und Völkerrecht abmelden möchte. Die hochpolitische Frage, welches Recht bei unlösbaren Kollisionen vorzugehen hat, mag er nicht selber beantworten, sondern will sie dem Bundesgericht überlassen. In der Ratsdebatte wurde betont, das Parlament verfüge ja mit der Schubert-Praxis über die Möglichkeit, ausnahmsweise in einem Gesetz von einem Staatsvertrag abzuweichen, das reiche vollkommen.

Bei allem Respekt: Das ist ein schlechter Witz. Die Schubert-Praxis ist nirgendwo kodifiziert, sondern allein von der Gnade des Bundesgerichts abhängig. Dort steht sie stark unter Druck und wurde in den letzten Jahren schrittweise eingeschränkt; so hat etwa das Freizügigkeitsabkommen laut neuer Rechtsprechung stets Vorrang vor dem Gesetz. Ja selbst die Verfassung steht nach Lausanner Lesart nicht mehr immer über internationalen Verträgen.

Das Parlament tut also gut daran, sich seine politische Freiheit vom Bundesgericht nicht beschneiden zu lassen. Zumal auch andere demokratische Länder sich das Recht nehmen, mit innerstaatlichen Normen punktuell vom Völkerrecht abzuweichen.

Vorausieilender Gehorsam

Bleibt das Argument, dass die Schweiz mit der Selbstbestimmungsinitiative (oder einem Gegenentwurf) die Menschenrechte aufgeben und ihre Bürgerinnen und Bürger schutzlos lassen würde. Auch das trifft nicht zu. Die verfassungsmässigen Grundrechte, die sich notabene mit jenen in der Menschenrechtskonvention decken, werden bereits durch das Bundesgericht vorbildlich geschützt. Zudem sollte man nicht ausblenden, wie nonchalant zahlreiche andere Staaten mit der Rechtsprechung aus Strassburg umgehen, ohne dass sie sich deswegen nur die geringsten Sorgen machen oder gar aus dem Europarat austreten würden. Man muss einfach nur den Kopf schütteln, wenn man sieht, mit welchem vorausieilendem Gehorsam die Schweizer Behörden heute gegenüber dem Strassburger Gerichtshof auftreten. Das hat nichts mehr mit dem gebotenen Anstand oder Respekt gegenüber den Menschenrechten oder der internationalen Instanz zu tun, sondern ist schlicht naiv.

Kim und Trump



Dennis Rodman, Vermittler.

Ist der Diktator ein unheimlicher Bewunderer der USA? Die ehemalige Mitschülerin S.B. im Schulhaus Liebefeld Steinhölzli, Gemeinde Köniz, erinnert sich an einen einzelgängerischen, fanatisch Basketball spielenden Jungen, einen Markenfetischisten von Nike. Er nannte sich Un Pak und gab damit an, der Sohn des nordkoreanischen Führers zu sein. Kim Jong Un, heute 31, schloss vor fünf Jahren, inzwischen selber Präsident, eine «Freundschaft fürs Leben» mit Dennis Rodman, der gerade mit der Basketball-Tingeltruppe der Harlem Globetrotters in der verschlossensten Hauptstadt der Welt auftrat. Seither soll Rodman, heute 56, immer wieder in Pjöngjang zu Gast gewesen sein, viermal allein im Jahr 2014. In Washington witzeln sie, der bunte Vogel Rodman wisse mehr über den Bubi-Regenten und Paria als die Schlapphüte der CIA. Rodman kennt aber auch Donald Trump, der ihn 2013 aus seiner TV-Show «The Apprentice» warf. Grund: Rodman hatte bei einer Präsentation Trumps Ehefrau Melanie als «Milania» bezeichnet. Rodman blieb friedlich und schlug ihm vor, Kim zu treffen. Trumps Antwort, damals, per Tweet: «Dennis Rodman war entweder betrunken oder unter Drogen, als er sagte, ich sollte ihn nach Nordkorea begleiten.»

Rodman wuchs in einem Elendsquartier von Dallas bis 2,01 Meter Länge auf, hatte 26 Geschwister und Halbgeschwister vom selben Wandervater, hauste in Gefängnissen und dachte mit 22 an Selbstmord. Ein Basketballstar wurde er erst mit 25 bei den Detroit Pistons in der NBA-Profiliga, die höhere Gehälter zahlt als Real Madrid. Dennoch galt er als pleite nach einer schillernden Karriere und zahllosen privaten Mesallianzen, unter anderen mit Pamela Anderson und Madonna. Der *bad boy* versuchte sich später als Wrestling-Ungeheuer und trat in der Rolle als geläuterter Gefallener in Reality-Shows auf. Beim letzten Besuch im vergangenen Juni brachte Rodman dem Freund Kim Trumps Buch «The Art of the Deal» mit. Nur Rodman kennt beide, Kim und Trump. Hat jemand etwas von Friedensnobelpreis gesagt? Peter Hartmann

Parmelin fasst Tritt

Es ist klug, über die Zukunft der Luftwaffe abzustimmen, bevor Lobbyisten die Kampfzone besetzen.

Verkehrte Welt. Militärminister Guy Parmelin lädt das Volk ein, über die Modernisierung der Luftwaffe zu entscheiden. Der Bundesrat willigt ein, obschon ein Referendum gar nicht erforderlich wäre. Und doch stänkert die Linke. Ihr passt es nicht, dass das Volk entscheiden können soll, ob das grösste Beschaffungsprojekt in der Geschichte der Schweizer Armee realisiert werden soll oder nicht. Der Bundesrat wende «undemokratische Methoden» an, giftelt die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). Es sei demokratiepolitisch fragwürdig, dass «dem Pannendepartement VBS ein Blankocheck über 8 Milliarden Franken ausgestellt werden» soll.

Einig sind sich die Parteien zur Linken allerdings nicht. Es sei «weitestgehend unbestritten, dass die Sicherheit im Schweizer Luftraum gewährleistet werden muss», konstatiert die SP. Das könne aber irgendwann später geschehen. Demgegenüber finden die Grünen, es sei «lächerlich und reine Geldverschwendung, sich auf einen Luftkrieg vorzubereiten».

Parmelin hat die besseren Argumente auf seiner Seite. Es lässt sich unschwer vermitteln, dass ohne Luftwaffe die Armee am Boden schutzlos ist. Daraus folgt: Ohne Luftwaffe keine Armee. Demnach dürfte das Volk nächstens zum dritten Mal über eine Armeeabschaffungsinitiative befinden. 1989 sagten 35,6 Prozent des Stimmvolks ja. 2001 gaben nur noch 21,9 Prozent der GSoA ihre Stimme.

Die Reduktion auf die grundsätzliche Frage ist weder undemokratisch noch lächerlich, sondern richtig. Das Vorgehen zeigt, dass Guy Parmelin nach Startschwierigkeiten Tritt gefasst hat. Klug ist sein luftwaffenpolitischer Fahrplan, weil er die Linke in Argumentationsnot bringt. Wichtig ist auch, dass das Volk nicht über einen hochgerüsteten Kampfjet-Typ und auch nicht über die Konfiguration eines multi-komplexen Luftabwehrsystems entscheiden muss. Damit werden Rüstungslobbyisten kaum in der Lage sein, die Konkurrenz mit Rankünen und Finten zu diskreditieren.

2014 haben PR-Schlachten dazu beigetragen, dass der als Papierflieger apostrophierte Kampfjet Gripen in Ungnade fiel. Eine neuerliche unheilige Allianz zwischen Armeegegnern und Rüstungslobbyisten umdrückt Guy Parmelin mit seinem Marschplan leichtfüssig. Es stimmt zuversichtlich, dass die Zahl pender militärischer Beschaffungsgeschäfte endlich markant reduziert werden kann. René Zeller

Lizenz zum Fantasieren

Von Wolfgang Koydl — Niemand inszeniert Spionage so gut wie die Briten. Im Fall des vergifteten Agenten Sergei Skripal verschmelzen Fakten und Fiktion wie in einem Thriller.

Natürlich wieder Grossbritannien. Ausgerechnet das Land, das der Welt «Smiley's People» und 007 schenkte, präsentiert erneut einen Spionagefall, der alle Elemente eines Bestsellers aus der Feder von John le Carré oder Ian Fleming enthält. Ein mysteriöses Nervengift wurde dem Ex-KGB- und Doppelagenten Sergei Skripal und seiner Tochter appliziert, womöglich in einem Pub, der heiligsten aller britischen Kulturstätten.

Britannien produziert solche Fälle so schnell wie Fleming seine Romane: Es traf die russischen Ex-Spione und Überläufer Alexander Litwinenko und – erfolglos – Oleg Gordijewski, oder vor vierzig Jahren den bulgarischen Dissidenten Georgi Markow. Bei ihm war die Tatwaffe – *how very British* – ein Regenschirm, mittels dem die Giftkapsel ins Bein geschossen wurde: als hätte es Qertüfelt, James Bonds schrulliger Erfinder.

Klingt echt russisch

Man fragt sich unweigerlich, ob die russischen Nachrichtendienste nur auf der Insel aktiv sind. Werden denn in Frankreich keine Spione enttarnt? Gelingt es der CIA nicht, Überläufer aus Wladimir Putins Reich anzuwerben?

Natürlich schon. Der Unterschied besteht darin, dass diese Staaten den Bestandteil «geheim» im Wort Geheimdienst wörtlich neh-

men und weder Erfolge noch Misserfolge an die grosse Glocke hängen. In Grossbritannien hingegen wird Spionagelust von einer sensationslüsternen Presse aus- und weitergesponnen, die sich an den Heldentaten der Agenten in *Her Majesty's Secret Service* berauscht. Die Trennlinie zwischen Fakt und Fiktion verschwindet da schon mal.

Auch diesmal waren es die Medien, die die Regierungschefin Theresa May vorschnell zu einer harten Stellungnahme drängten. Die Zauderin an der Downing Street sollte wenigstens ein Mal klare Kante zeigen – wenn es schon bei den Brexit-Verhandlungen mit der EU hapert und stockt.

In Wirklichkeit haben die Behörden keine Beweise in der Hand: «Höchstwahrscheinlich» führe die Spur nach Moskau, meinte May im Unterhaus. Als Staatsanwältin würde sie mit einer derartigen Beweislage vor keinem Gericht reüssieren.

Als Beleg führte sie an, dass das bei Sergei Skripal vermutlich verwendete Nervengift unter dem Namen Novichok bekannt sei. Das klingt echt russisch, ein bisschen wie Kasatschok, jener urrussische Tanz, der von dem bärtigen russischen Urgestein mit der tiefen Don-Kosaken-Stimme, Ivan Rebroff, popularisiert wurde.

Ach bitte, lieber John le Carré, wann schreiben Sie wieder mal einen guten Roman?



Heldentaten gefordert: Spurensicherung am Tatort in Salisbury.

Rexit

Von Urs Gehriger — Langsam lichten sich in Washington die Reihen und der Nebel. Donald Trump entlässt Aussenminister Rex Tillerson. Der Weg ist frei für die Trumpdiplomatie.



Unterschiedliche Sterne: entlassener Aussenminister Tillerson.

Unfassbar. Tillerson hat durch Trumps Tweet von seiner Entlassung als Aussenminister erfahren», twittert ein Spitzenkader eines deutschen Wochenmagazins, aus allen Wolken fallend.

Weder die Art noch der Akt kann überraschen, wenn man das Weltgeschehen verfolgt. Über Tillersons Abgang wurde so lange gemunkelt wie über das Aus von «Brangelina». Vom Pariser Klimaabkommen über die Nato bis Nordkorea – immer wieder lag der Aussenminister im Clinch mit seinem Präsidenten. «Wir haben nicht gleich getickt», brachte Trump am Montag den Scheidungsgrund im Rotorenlärm der «Marine One» auf den Punkt.

Trump und Tillerson, das waren zwei von unterschiedlichen Sternen. Der ehemalige Exxon-Mobil-Chef, der den Aussenministerjob gar nie wollte und nur auf Drängen seiner Frau annahm, versuchte mit einem «Grand Redesign Plan» das State Department umzupflügen. Es blieb beim Stückwerk. Während Tillerson unermüdlich um die Welt pflügte, preschte die pffiffige Uno-Botschafterin Nikki Haley vor und stahl ihm die Show. Trump seinerseits stellte seinen Topdiplomaten mit Sponti-Aktionen ins Abseits – und vor aller Welt in den Senkel.

«Ich sagte Rex Tillerson, unserem wunderbaren Aussenminister, dass er seine Zeit ver-

schwendet, wenn er mit Little Rocket Man zu verhandeln versucht», twitterte Trump im Oktober, als er den Showdown mit Nordkoreas Diktator zu suchen schien. «Spare dir deine Mühe, Rex, wir werden tun, was getan werden muss!»

Politischer Freejazz

Tillerson gab nicht auf, setzte auf traditionelle Diplomatie, fleissig und pflichtbewusst, während Kim und Trump an der verbalnuklearen Todesspirale drehten. Als Kim letzte Woche überraschend die Möglichkeit eines direkten Treffens mit Trump anbot, winkte Tillerson ab. Bis da sei es noch ein langer Weg. Einen Wimpernschlag später verkündete Trump: «Ich bin dabei!»

T(illerson) Rex war der Dinosaurier in Trumps Welt. Er ist nicht der Letzte. Wer in Trumps Kabinett überleben will, muss flexibel sein. Der Präsident liest nicht vom Notenblatt. Er ist ein politischer Freejazz. Er improvisiert. Jenseits aller Konventionen und des ritualisierten Diplomatie-Kabuki.

Zu Beginn seines legendären Buches «The Art of the Deal» beschreibt Trump, wie er am liebsten seinen Tag beginnt: mit einem sauberen Tisch. Programme und Pläne sind ihm ein Gräuel. Er liebt es, spontan darauf zu reagieren, was immer ihm das Tagesgeschehen aufs

Pult weht. Ein ehemaliges Regierungsmitglied vertraute dieser Zeitung an, wie Trump seine «Chefzeit» im Weissen Haus verbringt. «Er werkelt in seinen Gemächern herum, sieht den ganzen Tag fern, twittert und lässt sich von seinem Bauchgefühl treiben.»

Und spürt er den Moment gekommen, ist er bisweilen bereit für das Unfassbare.

Einer der wenigen, der das begreift, ist selbst ein schräger Vogel: der Basketballrentner Dennis Rodman. Er ist wohl der einzige Mensch, der sowohl Trump als auch Kim persönlich kennt. Fünfmal reiste der gepiercte Doppelmeter ins Reich des «Bösen», hat mit «Marshall» Kim Wodka gekippt und Bälle geprellt. Und auch in Trumps Welt ist er heimisch. 2009 hat Rodman in dessen «Celebrity Apprentice» für Wirbel gesorgt, und 2015 war er einer der Ersten, die Trump zur Wahl empfahlen.

Platz im Dream-Team

Rodman glaubt seit langem an den Schulterschluss. Sowohl Kim als auch Trump hätten füreinander Sympathien bekundet. «Ich war in seinem [Trump, d. Red.] Büro, und er sagte: «Ich will zu ihm gehen.»» Und über Kim: «Er sagte mir: «Ich würde gerne nach Amerika kommen und ein Spiel der New York Knicks anschauen.»» Selbst als die beiden mit der Grösse ihrer Atomknöpfe prahlten, blieb Rodman cool. «Sie lieben die Kontrolle», beschwichtigte er die aufgeregten Medien. «Keiner hat irgendeinen Finger auf dem Knopf.» Die beiden seien «so ziemlich aus dem gleichen Holz geschnitzt».

Langsam habe er das Team zusammen, das er wolle, sagte Trump nach dem Rauswurf Tillersons und der Vorstellung von dessen Nachfolger, Mike Pompeo, dem bisherigen CIA-Direktor. Etwas Platz im Dream-Team ist noch. Vielleicht für Dennis Rodman? Als *matchmaker* beim Showdown mit Kim?



Die Temporärarbeit. Für Leute vom Fach. Hätten Sie es gewusst? Mehr als zwei Drittel der in der Schweiz temporär Arbeitenden verrichten Fachaufgaben. Und der Fachkräfteanteil nimmt weiter zu.

Der Unverzichtbare

Von Christoph Mörgeli — Ueli Maurer würde auf Wunsch seiner Partei jederzeit zurücktreten. Aber die SVP lässt ihn nicht. Auch nicht 2019.

Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann klammern sich hartnäckig an ihr Bundesratsamt. Dabei hätten deren Parteien CVP und FDP nicht das Geringste gegen ihren Rücktritt einzuwenden. Im Fall Leuthard geht CVP-Präsident Gerhard Pfister davon aus, dass sie in den nächsten Monaten noch das Post-Debakel aufräumen möchte. Auch Schneider-Ammann will unbedingt bleiben und wird dabei von seiner verwaltungsinternen Entourage unterstützt, für die ein Chefwechsel immer mit Unannehmlichkeiten verbunden ist. Diese Beharrlichkeit beider Bundesräte irritiert potenzielle Nachfolger, die wie ungeduldige Rennpferde in den Startboxen schnauben und stampfen. Sogar die *NZZ am Sonntag* beschwor den sich stur stellenden FDP-Volkswirtschaftsdepartements-Vorsteher, doch gemeinsam mit der CVP-Verkehrsministerin Platz zu machen. Dies eröffne «vielversprechende Kandidaturen» von Männern und Frauen der verschiedenen Regionen.

Bei Ueli Maurer verhält es sich genau umgekehrt: Der 67-jährige Finanzminister wäre auf Wunsch seiner Partei jederzeit zum Rücktritt bereit. Der frühere Präsident der SVP Schweiz ist bekannt für seine Loyalität; er hätte sich auch keinen Moment an seinen Bundesratsplatz geklammert, wenn sich die Volkspartei im Laufe seiner fast zehnjährigen Amtszeit zum Gang in die Opposition entschlossen hätte. Doch die SVP lässt Maurer nicht gehen – weder in nächster Zukunft noch möglicherweise 2019. Manche Indizien sprechen dafür, dass man den Finanzminister parteiintern beknet, nach Ablauf seines Präsidialjahres nochmals zu einer Wiederwahl anzutreten. Zwar dürfte dieses Ansinnen Ueli Maurers persönlichen Absichten in die Quere kommen. Doch manche SVP-Strategen sind zuversichtlich, dass sich der Zürcher Oberländer auch dieser Pflicht noch einmal unterzieht.

Finanzen und Inneres in linker Hand

Warum ist Ueli Maurer für die SVP und möglicherweise für das bürgerliche Lager insgesamt unverzichtbar? Im Falle seines Rücktritts droht der Verlust des wichtigen Finanzressorts. SP-Bundesrat Alain Berset werden gewisse Wechselgelüste in Richtung Finanzen nachgesagt, speziell seit er beim grossen Reformvorhaben der Altersvorsorge Schiffbruch erlitten hat. Bei seiner Parteikollegin Simonetta Sommaruga machen sich gewisse Abnützungerscheinungen im Justiz- und Polizeidepar-

tement bemerkbar, einem Departement, in das es die Nichtjuristin ohnehin nie gezogen hat. Sommaruga könnte versuchen, in Bersets Innendepartement zu wechseln. Das kostenintensive Sozialversicherungs- und Gesundheitswesen und zugleich ein fröhlich bezahlendes Finanzdepartement gleichzeitig in roter Hand? Dies wäre für bürgerliche Finanz- und Sozialpolitiker schlicht ein Horrorszenarium. Denn dann – so wird befürchtet – fallen alle Hürden, dann öffnen sich alle Schleusen: Der vollaufgedrehte Geldhahn des Genossen flösse dann ungehindert in den weitgeöffneten Schlund der Genossin. Die Panzerknacker, so die Schreckensvision, hätten dann den Geldschrank des Bundes erfolgreich angezapft und die Leitung direkt in den grenzenlos aufnahmefähigen Morast der sozialen Fürsorge geleitet. Panzerknacker wären Kassenwart!

Um solche roten Wunschvorstellungen zu verhindern, verbliebe Ueli Maurer als Mann der Stunde. Denn selbst einem Bundesratsgremium mit bürgerlicher Mehrheit wird nicht unbedingt die Kraft zugetraut, bei Maurers Rücktritt das Finanz- und das Innendepartement in bürgerlicher Hand zu behalten. Ansprüche der Anciennität werden in der auf Kollegialität achtenden Landesregierung oft grösser geschrieben als parteipolitische Strategien. Die gefürchtete Rochade wäre am einfachsten mit einem Verbleib von Ueli Maurer über 2019 hinaus zu verhindern. Fragen der persönlichen Lebensplanung des Magistraten haben sich dem Pflichterfüllungsprogramm der SVP unterzuordnen.

Aus der Partei ertönt jedenfalls in jüngerer Zeit nur Gutes und Schönes über die Amtsführung von Ueli Maurer. Strategiechef Christoph Blocher würdigte seine Arbeit wiederholt,

Die Überheblichkeit gegenüber dem Mann vom Lande ist einigem Respekt gewichen.

speziell in Sachen Unternehmenssteuerreform und Börsenäquivalenz, wo Maurer das Problem «auf eigene Faust und ohne EU» lösen wolle. Thomas Aeschi meinte gegenüber dem *St. Galler Tagblatt* nach seiner Wahl zum SVP-Fraktionschef: «Ich habe das Gefühl, dass Ueli Maurer länger Bundesrat sein wird als bis Ende 2019.» Parteipräsident Albert Rösti behauptete sogar: «Ich rechne damit, dass Ueli Maurer bis weit über die nächsten Wahlen hinaus Bundesrat

bleiben wird, und freue mich darüber.» Auch SVP-Finanzpolitiker Franz Grüter rechnet nicht mit einem Rücktritt: «Ich erlebe ihn in den Kommissionssitzungen als sehr viv, er zeigt überhaupt keine Ermüdungerscheinungen.» Angesprochen auf sein Ablaufdatum, antwortet Maurer schalkhaft, er werde sicher am Ende einer Legislatur zurücktreten. Offen sei nur, ob 2023, 2027 oder 2031.

600 Ortssektionen gegründet

Im Bundesratskollegium gut integriert, von seiner Partei getragen, in weiten Kreisen der Bevölkerung populär: Ueli Maurer hat trotz Dauerbeschuss der politischen Gegner den Gipfel einer bemerkenswerten Laufbahn erreicht. Dabei sah anfänglich nichts nach grosser Karriere aus. Carl Bertschinger, bäuerliches Schwergewicht in der Zürcher Kantonsratsfraktion, war überzeugt: Aus dem schüchternen Landi-Verwalter vom Bachtel wird nichts. Innert Kürze brachte Maurer seine internen Kritiker zum Verstummen: Bald schon war er Fraktionspräsident, Kantonsratspräsident und Blochers Vize bei der Zürcher SVP. Ueli Maurer unterlag zwar 1991 in einem hart geführten Regierungsratswahlkampf, wurde aber glanzvoll in den Nationalrat gewählt. Mittlerweile Geschäftsführer des Zürcher Bauernverbandes, präsierte er von 1996 bis 2008 die SVP Schweiz. Sein enormer Einsatz galt vor allem dem inneren Aufbau der Partei; fast 600 Ortssektionen wurden in der Ära Maurer neu gegründet. Die Volkspartei stieg von der viertstärksten zur stärksten politischen Kraft des Landes auf.

Stupendes Gedächtnis

Mit Ausnahme von Christoph Blocher ist in jenen Jahren kaum ein anderer Politiker von den Medien derart heftig entstellt, verhöhnt und beleidigt worden – auch und gerade vom Service-Public-Komiker Victor Giacobbo. Auch wenn Ueli Maurer den Grossteil solcher Beiträge gar nicht zur Kenntnis nahm, mussten die unausgesetzten Angriffe ihn und seine Familie belasten. Doch Ueli Maurer erwies sich als robust genug, einigermaßen souverän über alle Anfeindungen hinwegzugehen. Während etwa FDP-Präsident Franz Steinegger unablässig sein persönliches öffentliches Image pflegte und sich nebenbei mit lukrativen Suva-, Expo- und anderen Mandaten die Tasche füllte, leistete Maurer vollen Einsatz für die Partei. Der SVP brachte dies unaufhalt-



Zum Staatsmann herangereift: Finanzminister Maurer.

sam Erfolg, während Steingegg's FDP ähnlich konstant an Wählern verlor.

Prestige- und Hierarchiedenken war Maurer fremd; so erklärte er sich 2008 nach dem Rücktritt von der nationalen Parteileitung bereit, die Zürcher Kantonalpartei zu führen. Noch kurz vor seinem Präsidium hatte die SVP des Kantons Zürich den Parteiausschluss von Eveline Widmer-Schlumpf beantragt, was zur Abspaltung der BDP führte.

Bereits Anfang 2009 sass Ueli Maurer als neugewählter Bundesrat mit der Bündnerin in der Landesregierung, ohne ihr das Vergangene spürbar nachzutragen. Überhaupt kann er es

mit Frauen in der Politik wie in der Bundesverwaltung ausgesprochen gut. Ehefrauen wie Partnerinnen von Politikern sind immer wieder sympathisch berührt, wenn er sie dank seinem stupenden Gedächtnis auch Jahre nach einer früheren Begegnung mit ihrem Vornamen anspricht.

Selbstverständlich blieb Maurer von Kritik nicht verschont, auch nicht aus den eigenen Reihen. Die Niederlage bei der Beschaffung des Kampfflugzeugs Gripen war ein schwerer Schlag; überhaupt gab es in seiner Zeit als Verteidigungsminister keine nennenswerte Steigerung der Kampfkraft. Maurers Auswahl an

Spitzenpersonal blieb ebenso umstritten wie seine kompromissbereite Haltung in Fragen des Bankgeheimnisses, das mittlerweile auch gegenüber rechtsstaatlich problematischen Ländern aufgehoben wurde. Statt Klartext mit der OECD und der EU zu sprechen, ärgern sich Parteifreunde, überlasse er das Feld allzu bereitwillig seinen internationalistischen Chefbeamten.

Dass die Medien die Hanfplantagen oder den Autounfall eines Sprösslings des sechsfachen Familienvaters thematisierten, konnte ihm nichts anhaben. Den Durchschnittsschweizern gereicht es vielmehr zum Trost, dass zuweilen sogar Bundesräte Probleme mit ihrem

Der frühere Major der Radfahrertruppen strampelt sich fast täglich auf dem Rennvelo ab.

Nachwuchs haben. Mit einer gewissen Bewunderung nahm die Öffentlichkeit aber zur Kenntnis, wie schlank und durchtrainiert sich der Leistungssportler mittlerweile präsentiert. Der frühere Major der Radfahrertruppen strampelt sich fast täglich auf dem Rennvelo zwischen seinem Berner Wochenwohnsitz – ein gutgehütetes Geheimnis – und dem Bundeshaus ab, während man ihn im Winter häufig auf der Langlaufloipe trifft.

Nicht visionär, aber instinktsicher

Ueli Maurer ist verblüffend anspruchslos und unkompliziert geblieben und geht wie kaum ein anderer Bundesrat offen auf die Menschen zu. In bäuerlichen Regionen vorab der Ostschweiz hat er einen riesigen Bekanntenkreis. Umso zurückhaltender pflegt er Freundschaften in der Politik. Mittlerweile ist die Überheblichkeit selbst von urban-intellektuellen Kreisen gegenüber dem Mann vom Lande, der am liebsten in der freien Natur übernachtet, einigem Respekt gewichen.

Als Roger Köppel in der *Weltwoche* Ueli Maurer unmittelbar vor dessen Wahl in den Bundesrat mit dem Ehrentitel «Der letzte Staatsmann» versah, kommentierte ausgerechnet der *Blick*-Verleger Michael Ringier, wer so etwas schreibe, müsse «intellektuell schon noch etwas zulegen». Bald danach entpuppte sich die Aussage als ziemlich visionär: Viele wunderten sich, wie problemlos dem SVP-Präsidenten der Wechsel vom aggressiven Parteimann zum abgeklärten Regierungsmann gelang. Jetzt, nach sieben Jahren an der Spitze des Verteidigungsdepartements und zweieinhalb Jahren als Finanzvorsteher, ist Ueli Maurer tatsächlich zu einem wenn auch nicht visionären, so doch instinktsicheren Staatsmann herangereift. Und zwar zum Staatsmann bürgerlicher Prägung. Denn er lebt vor, dass er dem Staat gehört. Während linke Staatsmänner überzeugt sind, dass der Staat ihnen gehört.

Personenkontrolle

Berset, Herzog, Leuthard, Janssen, Vincenz, Maurer, von Graffenried, Feuz, Kilchsperger, Marchand, Matter, Wermuth, Blocher, Lothe, Projer, Jositsch, Beck Schimmer, Southern

Alain Berset, Ärzteschreck, schreckte in der Fragestunde des Nationalrats nicht vor starken Aussagen zurück. Nationalrätin Verena Herzog (SVP) wollte vom SP-Gesundheitsminister unter Berufung auf Recherchen der *Weltwoche* («Bersets Kunstfehler») wissen, warum die teils massiven Vorbehalte des Bundesamtes für Justiz nicht in die beiden jüngsten Revisionen des Ärztetarifs Tarmed eingeflossen seien und was er mit der gegenteiligen Behauptung meine, die Vorbehalte der bundeseigenen Rechtsprüfer seien in ihrer Gesamtheit berücksichtigt worden. Berset wiederholte nun seine Behauptung, dem Gesamtbundesrat hätten «über den ganzen Prozess alle notwendigen Informationen» vorgelegen und er, der Bundesrat, sei «über alle Risiken und Vorbehalte informiert» gewesen. Das ist ein steiles Statement, wenn man die entsprechenden Akten anschaut: Sie zeigen, dass Berset seine Kollegen über die Vorbehalte der Juristen im Dunkeln liess. (*gut*)

Doris Leuthard, SRG-Freundin, hat zu SRG-freundlich entschieden. Zu diesem Schluss kommt das Bundesgericht im Fall der Werbeallianz Admeira. So hatte Leuthards Uvek-Departement 2016 der SRG grünes Licht gegeben, sich mit Swisscom und Ringier an der Werbeplattform zu beteiligen, der SRG dabei keinerlei Auflagen gemacht und den Antrag mehrerer Medienhäuser abgelehnt, sie als Parteien am Verfahren zuzulassen. Zu Unrecht, sagt nach dem Bundesverwaltungsgericht nun auch die Lausanner Instanz. Nach Auffassung der Bundesrichter kann die mächtige Werbeallianz den Entfaltungsspielraum der fraglichen privaten Medienunternehmen erheblich beschränken. Deshalb müsse das Uvek sie als Parteien am Verfahren beteiligen. Der Streit, ob die SRG an Admeira teilnehmen darf oder nicht, geht damit in die nächste Runde. (*fon*)

Prof. Martin Janssen, Verteidiger der Unschuldsvormutung, wehrte sich auf dem Portal *Inside Paradeplatz* und in der *Weltwoche* in aller Schärfe gegen die Vorverurteilung von Ex-Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz. Gut so. Ganz anders allerdings klang es noch vor elf Jahren, als öffentlich der Fall der Zürcher Privatbank Swissfirst breitgeschlagen wurde.



Zeitung bevorzugt: Stadtpräsident von Graffenried.



Reformbedarf: Moderator Kilchsperger.



Steiles Statement: Bundesrat Berset.



Pole-Position: Direktorin Beck Schimmer.

Auf eine Frage des *Tages-Anzeigers* beschuldigte Janssen die Bank vorschnell, sie habe «auf unlautere Weise mit Pensionskassenverwaltern zusammengearbeitet». Weiter: «Solche Dinge passieren, der Fall Swissfirst hat mich daher in der Sache nicht sonderlich überrascht.» Das System biete viele Möglichkeiten für «unlautere Geschäfte», die «einzelne schwarze Schafe» ausnutzten. In der Sendung «10 vor 10» verdächtigte Janssen damals Jürg Maurer von der Rieter-Pensionskasse ebenfalls voreilig krummer Touren: Man könne an der Börse «so viel Geld nicht verdienen in so kurzer Zeit». Sämtliche Anschuldigungen gegen die Swissfirst wie gegen Jürg Maurer erwiesen sich bald darauf als haltlos. Martin Janssen scheint punkto Unschuldsvormutung dazugelernt zu haben. Lieber spät als nie. (*rk*)

Alec von Graffenried, Boulevardflüsterer, sieht sich dem Verdacht ausgesetzt, dass seine Leute im Präsidialdepartement der Stadt Bern Akteneinsicht nach politischem Gusto gewähren. SVP-Fraktionschef Alexander Feuz hatte in der Auseinandersetzung um das alternative



Böse Überraschung: Katholikin Southern.

Kultur-, Chaos- und Gewaltzentrum Reithalle ein Akteneinsichtsgesuch gestellt. Die Stadt zeigte die verlangte Notiz aber zuerst dem *Sonntagsblick*, obwohl Feuz sein Gesuch schon lange zuvor eingereicht hatte. Für diese Ungleichbehandlung musste sich das Generalsekretariat des grünen Stadtpräsidenten entschuldigen. (*gut*)

Roman Kilchsperger, kameratauglicher Dampfplauderer, ist mit seinem Vorgesetzten Gilles Marchand einig. Das überwuchtige Nein zu «No Billag» bedeute nicht, dass bei der gebührenfinanzierten SRG alles beim Alten bleiben dürfe. Den Reformbedarf interpretiert Kilchsperger für sich so, dass er die Stelle wechselt. Ab August wird er beim Privatsender Teleclub die Fussballberichterstattung schnorrend aufmischen. Im Servicepublic-Fuchsbau Leutschenbach beobachtet man mit gemischten Gefühlen, dass populäre Aushängeschilder gleich reihenweise zum privaten Rundfunk wechseln und so die Idee von «No Billag» sinnngemäss umsetzen. Nicht weniger skeptisch beobachtet man in Leut-

schenbach, dass der Name **Ruedi Matter** auf der Transferliste fehlt. Der im Herbst 65-jährig werdende SRF-Direktor will gemäss Presseberichten unbedingt noch länger arbeiten. Begeisterungstürme habe diese Ankündigung im Leutschenbach nicht ausgelöst, hört man. (rz)

Cédric Wermuth, Ex-Revolutzer, ist nach turbulenten Lehr- und Wanderjahren offenbar auf die politische Zielgerade eingebogen. Zu diesem Schluss kommt man jedenfalls, wenn man sich die «Arena» vom letzten Freitag ansieht, wo Wermuth unter anderem mit **Christoph Blocher** (SVP) und **Camille Lothe** (Junge SVP) debattierte. Das Thema war eigentlich wie geschaffen für politischen Krawall: «Blocher – auf zum letzten Gefecht!». Aber der frühere jungsozialistische Heisssporn wartete jeweils artig, bis ihm Moderator **Jonas Projer** das Wort erteilte, und fiel auch dann nicht durch besondere Provokationen auf, sondern blieb betont sachlich. Fast will es scheinen, als habe sich Wermuth von seinem bedächtigen Zürcher Parteifreund, SP-Ständerat **Daniel Jositsch**, inspirieren lassen und mit den Bürgerlichen seinen Frieden gemacht. Langfristig das beste Rezept für höchste Ämter. (fsc)

Beatrice Beck Schimmer, Moralexpertin, steht in der Pole-Position für die lukrative neue Stelle als Ärztliche Direktorin für den gesamten Medizinbereich an der Universität Zürich. Wie die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe geschrieben hatte («Und übrig blieb die Cousine»), war die einzige im Rennen verbliebene Kandidatin in ein Verfahren wegen fragwürdiger Datenverwendung vor der Kantonalen Ethikkommission Zürich verwickelt. Dabei kam sie relativ ungeschoren davon. Ob dies damit zu tun hat, dass Beck Schimmer vor nicht allzu langer Zeit selbst Mitglied dieser Ethikkommission war? Honi soit qui mal y pense! (gut)

Lauren Southern, Aktivistin, erlebte eine böse Überraschung, als sie am Montag via Calais ins Königreich reisen wollte. Die aus Kanada stammende, katholische Islamkritikerin wurde nicht ins Land gelassen. Als Begründung führten die britischen Grenzwächter an, Southern habe bei einer früheren Gelegenheit antiislamische Flugblätter in England verteilt. Die Anwesenheit der jungen Frau werde als «nicht zielführend für das Gemeinwohl» in Grossbritannien angesehen. Ihre über 330 000 Follower auf Twitter liess Southern wissen, sie sei ausserdem verhört worden. Unter anderem habe man sie gefragt, ob sie eine radikale Christin sei und wie sie sich beim Gedanken fühle, Muslime mit einem Auto zu überfahren. Auf den internationalen Aufschrei gegen Grossbritanniens umgekehrten «Muslim Ban» wartete man bis jetzt vergebens. (fsc)

Nachruf



Unbesiegbarer Unternehmer: Helmut Maucher.

Helmut Maucher (1927–2018) — Wie sehr gerade intelligente Menschen sich täuschen können, zeigte der mehrmonatige Kampf national gesinnter Westschweizer gegen den *boche*, als er 1980 zum Generaldirektor der Nestlé ernannt wurde. Sie wollten nicht verstehen, dass gerade ein Deutscher «ihren» Nestlé-Konzern führen sollte. Dabei wurde Maucher, ein sehr senkrechter Alemanne, zum Retter des wichtigen Schweizer Unternehmens, das nach einer tiefen Krise vor der Übernahme durch einen amerikanischen Zigarettenkonzern stand. Er sollte daraus den weltgrössten Nahrungsmittelkonzern machen.

Symbolisch für vieles, was damals in der Schweiz an Personalwechseln geschah, war Mauchers Vorgänger, Arthur Fürer aus St. Gallen, der Führungsaufgabe nicht gewachsen. Maucher bereinigte die Altlasten, darunter die «Babymilch-Affäre», und brachte Nestlé auf Wachstumskurs.

Die Welschen gaben ihren Widerstand gegen ihn auf, als sie erkannten, dass sie einen echten, unbesiegbaren Unternehmer gewonnen hatten. Maucher liess sich zuarbeiten, überbrückte Hindernisse mit Teamarbeit, ohne sich die Kontrolle nehmen zu lassen. Berühmt wurde sein Satz: «Ich schätze die Teamarbeit, aber einer muss entscheiden.» Er sah sich auch als sozial verantwortlicher Unternehmer. Mit sicherer Hand steigerte er die Gewinne des Unternehmens, verfolgte aber nie ein ausschliessliches Shareholder-Denken. Als hervorragender Kommunikator, der auch rasch global in wichtige Gremien gewählt wurde, sah er Nestlé als lebendiges Ganzes, das allen Anspruchsgruppen, vor allem aber den Kunden, dienen sollte.

Ohne sein diplomatisches Können, das ihn zur Zeit von Helmut Kohl, seinem engen Freund, fast zum deutschen Aussenminister gemacht hätte, wäre der Aufstieg Nestlés zum Weltkonzern nicht möglich gewesen. Dieses ganzheitliche Denken, das er auch mit einem anderen seiner Freunde, Prof. Dr. Fredmund Malik aus St. Gallen, teilte, betrachtete der überzeugte Europäer als Grundlage eines dauerhaften Wachstums. Was nach ihm kam, war von dünnerem Holz. *Klaus J. Stöhlker*



«Gibt es etwas Schöneres,
als Zeit geschenkt
zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Fünfsternehotel auf Kosten der Krankenkasse

Von Rico Bandle und Herbert Zimmermann (Bilder) — Audrey Hepburn und Sophia Loren liessen es sich hier gutgehen. Heute ist der Bürgenstock wieder eines der schönsten und teuersten Hotel-Resorts Europas. Und ein Symbol für die Auswüchse unseres Gesundheitswesens.

Schon die Anreise ist ein Erlebnis. Direkt vor dem imposanten KKL in Luzern ist ein Schiffsteg allein für die Shuttle-Boote zum «Bürgenstock-Resort» reserviert. Die Fahrt über den vorderen Teil des pittoresken Vierwaldstättersees nach Kehrsiten dauert dreissig Minuten. Dort wartet bereits der rote Wagen der frisch renovierten Standseilbahn, die fünfhundert Meter steil nach oben fährt, direkt in den glitzernden Hotelkomplex hinein.

Für 550 Millionen Franken hat der katarische Staatsfonds das legendäre «Bürgenstock»-Resort in den letzten Jahren erneuert – und eine Welt des Luxus erstellt, die an die alte Grandezza dieses Orts anknüpft. Einst waren Hollywoodstars und Weltpolitiker Dauergäste: Audrey Hepburn heiratete hier 1954 ihren ersten Mann, Mel Ferrer. Sophia Loren hatte dreizehn Jahre lang einen Wohnsitz auf dem Bürgenstock. Die Liste der prominenten Besucher ist endlos: Konrad Adenauer, Indira Gandhi, Golda Meir, Sean Connery, Charlie Chaplin, Jimmy Carter, Henry Kissinger und so fort.

Wenn man oben angekommen ist und einen ersten Blick über den Vierwaldstättersee wirft, so erstaunt nicht mehr, dass dieser Ort eine magische Anziehungskraft auf die Schönen und Reichen der Welt ausübte. Viel eher, dass er in den letzten Jahren verkümmert ist, bevor die Katarer mit ihren Petromillionen ihn wieder zum Leben erweckt haben. Vor einem fast senkrechten Abgrund erstreckt sich unter einem der verästelte See – ein erhabenes Gefühl. Die Stadt Luzern ist gut sichtbar, etwas weiter hinten der Sempachersee, im Osten auch der Zugersee. An einem dunstfreien Tag reicht der Blick bis zum Juragebirge. Umrahmt wird das Panorama vom imposanten Pilatus auf der linken und von der Rigi auf der rechten Seite. Dreht man sich um 180 Grad, so erhebt sich vor einem das Stanserhorn, in der Ferne leuchten die schneebedeckten Berner Alpen: das Briener Rothorn, selbst die Zipfel von Mönch und Eiger ragen hervor.

In dieser wunderbaren Umgebung haben 1873 die Tourismuspioniere Josef Bucher und Josef Durrer das erste «Grandhotel» eröffnet. In den Folgejahren bauten sie zusätzliche Hotels, die Standseilbahn (1888) und den spektakulären Hammetschwand-Lift (1905), noch heute der höchste freistehende Aufzug Europas. 1925 erwarb Friedrich Frey-Fürst die Hotels, sie blieben bis 1996 in Familienbesitz. Danach geriet das Areal in die Fänge von Spekulanten, es gab

mehrere Eigentümerwechsel. 2009 erwarb der katarische Staatsfonds den «Bürgenstock» und investierte über eine halbe Milliarde Franken in Neubauten und Renovationen. Das im letzten Jahr wiedereröffnete Resort umfasst drei grössere Hotels, alle im Luxusbereich angesiedelt, daneben Privatresidenzen, Tennishallen, Golfplatz, Uhrengeschäfte und eine Vielzahl an Restaurants. 650 Mitarbeiter sorgen sich um das Wohl der Gäste.

Die Allgemeinheit bezahlt

Herzstück ist das neue «Bürgenstock-Hotel», in das man mit der Standseilbahn direkt hineinfährt. Das massive Gebäude mit verglaster Fassade auf der Seeseite wirkt, als sei es überhängend in den Felsen hineingebaut worden. Gemäss Homepage kostet die teuerste Suite darin rund 15 000 Franken pro Nacht. Bei einem späteren Rundgang zeigt sich aber: Diese Suite wird normalerweise in mehrere Einzelsuiten unterteilt, die dann nicht ganz so teuer sind. Das zweite Hotel ist das alte «Palace», ein klassischer Jugendstilbau, eine Reminiszenz an die Gründerzeiten des Resorts. Das dritte, das «Waldhotel», ist ebenfalls ein Fünfsterne-Neubau, der mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet ist: vom eigenen Spa über ein Koch- und Malatelier bis zur

Patienten gibt es nicht, hier werden alle Leute «Gäste» genannt.

Indoor-Golf-Anlage und einem riesigen Fitnessraum. Dieses schicke Hotel mit 160 Zimmern wurde mit der Eröffnung im vergangenen Dezember zum Politikum: Denn das Hotel hat eine eigene Klinik integriert, genannt Medical Center – und einzelne Leistungen werden von der Krankenkasse übernommen. Nicht etwa nur für vermögende Privatpatienten, sondern auch für Allgemeinversicherte. Wobei: Patienten gebe es hier nicht, wie ein Vertreter des «Bürgenstocks» betont, man nenne hier alle Leute «Gäste».

Rehabilitation im Fünfsternehotel auf Kosten der Allgemeinheit, und das bei angeblichem «Spardruck» im Gesundheitswesen – kein Wunder stösst dies auf Widerstand. Der Krankenkassenverband Santésuisse wehrt sich lautstark dagegen, dass die Krankenkassen die Kosten übernehmen müssen. Santésuisse-Präsident und Nationalrat Heinz

Brand (SVP) reichte eine parlamentarische Initiative ein.

Wie rechtfertigt man ein solches Angebot? Das «Bürgenstock-Resort» zögerte keinen Moment, Einblick zu gewähren. Gerne lade man den Journalisten auch ein, im «Waldhotel» zu übernachten. Die Zimmer für normale Hotelgäste seien fast identisch mit jenen für die medizinischen Klienten. Tatsächlich ist das zugewiesene Zimmer prächtig: 33 Quadratmeter gross, eine Badewanne mit Blick ins Freie, dazu ein wunderbarer Balkon. Anders als die beiden anderen Hotels auf dem Bürgenstock ist das «Waldhotel» nicht auf die Seeseite ausgerichtet, sondern nach Süden, mit Blick auf die Alpen. Der italienische Stararchitekt Matteo Thun hat den gesamten Bau gestaltet, von der auffallenden Fassade mit dem Holzgerüst bis zur Inneneinrichtung. Viel Holz und andere Naturmaterialien sorgen für heimelige Wärme in einem modernen Ambiente. Von dem steril-kühlen Flair eines Spitals ist hier nichts zu spüren.

Auf dem Tisch im Hotelzimmer steht zur Begrüssung eine gekühlte Flasche Champagner, dazu Pralinen und einige Früchte. Rund 400 Franken kostet ein solches Zimmer für einen normalen Gast pro Nacht. Inbegriffen ist die Anfahrt per Schiff und Seilbahn, das riesige Frühstücksbuffet und – als Höhepunkt – der riesige Spa im Hauptgebäude, dem «Bürgenstock-Hotel»: Im warmen Aussenbecken scheint man dort über dem Vierwaldstättersee zu schweben, ein himmlisches Gefühl. Die PR-Verantwortlichen des Resorts wissen, wie man Journalisten um den Finger wickelt.

«Nachfrage steigt»

Doch zurück zum Thema, der Rehabilitation im Fünfsternehotel auf Kosten der Allgemeinheit. Der Kanton Nidwalden hat sich entschieden, die «Bürgenstock»-Klinik auf die kantonale Spitalliste zu setzen, da der Kanton bisher kein eigenes Rehabilitationsangebot hatte. Mit der Konsequenz, dass die Krankenkassen gezwungen sind, 45 Prozent der Kosten zu übernehmen, der Wohnkanton des Patienten übernimmt die restlichen 55 Prozent. Das Resort steht aber nicht nur grundversicherten Patienten aus Nidwalden offen, sondern aus der ganzen Schweiz, sofern deren Versicherungsmodell ausserkantonale Behandlungen abdeckt.

Voraussetzung für die Aufnahme auf der Spitalliste war, dass die Tarife auf dem Bürgenstock nicht höher sind als andernorts, trotz



Luxus für Grundversicherte: Fünfsternehaus «Waldhotel» mit Spitalabteilung auf dem Bürgenstock.

Vertragszwang

Regierungsräte bestimmen die Kliniken für ihren Kanton. Wo bleibt der Wettbewerb?

Das Gesundheitswesen ist in der Schweiz grossenteils eine Angelegenheit der Kantone, die verpflichtet sind, die medizinische Versorgung ihrer Bevölkerung sicherzustellen und für ein genügendes Angebot an Spitälern und Ärzten zu sorgen. Der Nidwaldner Regierungsrat befand im Herbst 2017, das «Waldhotel» des «Bürgenstock-Resorts» solle für die Bevölkerung ein «wohnnahes Rehabilitationsangebot» erbringen, deshalb wurde es für drei Rehabilitationsarten in die Nidwaldner Spitalliste aufgenommen. Spitäler auf einer solchen Liste sind sozusagen in offizieller Mission unterwegs, sie haben einen Leistungsauftrag des Kantons und sind berechtigt, ihre Leistungen zu Lasten der obligatorischen Krankenpflegeversicherung abzurechnen. Zudem erhalten sie vom Kanton für die stationäre Behandlung der Patienten einen Sockelbeitrag.

Warum kann man denn die Spitäler nicht einfach im freien Wettbewerb gegeneinander antreten lassen und darauf zählen, dass die guten sich durchsetzen und dass die Krankenkassen einfach diese finanzieren? Das läge doch auch im Interesse der Versicherer. Das Krankenversicherungsgesetz ist anders angelegt, es verlangt, dass die Kassen jeden Arzt und jedes Spital als Vertragspartner akzeptieren müssen. Das ist der sogenannte Vertragszwang, der verhindert, dass die Versicherer schlechte Leistungserbringer aussortieren können, und dies ist einer der Gründe für den wachsenden Konsum von Ärzte- und Spitalleistungen.

Die Kantone aber dürfen aussortieren. Spitäler oder Spitalabteilungen, die keinen Listenplatz erhalten, fahren viel schlechter als die Konkurrenten auf der Liste. Bei der Vergabe des Listenplatzes gilt der Versorgungsbedarf als wichtiges Entscheidungskriterium, aber es wäre übertrieben, davon eine marktgerechte Mengenbeschränkung zu erwarten. Spitalisten werden in vielen Kantonen grosszügig erstellt. Und sollten irgendwo tatsächlich einschneidende Verknappungen ins Spiel kommen, besteht die Gefahr, dass eine Kantonsregierung vorzugsweise die eigenen staatlichen Spitäler auf die Liste setzt, um die private Konkurrenz an den Rand zu drängen.

Beat Gygi

Fünfsternekomfort. Santésuisse bestätigt, dass dies der Fall ist. «Die mit dem «Bürgenstock» ausgehandelten Tarife sind sogar etwas tiefer als im Durchschnitt», sagt Sprecher Christophe Kaempf. Dem Verband gehe es nicht um die Kosten pro Patienten, das Problem sei ein anderes: «Solche Angebote steigern die Nachfrage. Dieser Effekt ist schon mehrfach nachgewiesen worden.» Und dies mache sich dann in den jährlich steigenden Krankenkassenbeiträgen bemerkbar.

Das «Bürgenstock-Resort» sieht dies naturgemäss anders. Daniela Krienbühl ist Betriebsleiterin des «Waldhotels», sie hat den medizinischen Bereich des Hotes geplant und aufgebaut. Zuvor hat sie schon im Resort Bad Ragaz erfolgreich ein ähnliches Konzept umgesetzt. «Die Reha-Gäste werden uns von Ärzten und Spitälern zugewiesen, weil sie einen medizinisch ausgewiesenen Bedarf aufweisen», sagt sie. Sie glaubt nicht, dass das Angebot die Nachfrage steigert. «Die Nachfrage steigt tatsächlich, dies liegt aber in erster Linie daran, dass die Menschen immer älter werden.»

Gesundheitsökonom Heinz Locher, ein ausgewiesener Experte des Schweizer Gesundheitssystems, gibt Krienbühl grundsätzlich recht: «Es liegt an den Krankenkassen, genau zu prüfen, ob jemand einen medizinischen Bedarf für eine Rehabilitation aufweist oder nicht. Sofern die Tarife auf dem Bürgenstock nicht höher sind als anderswo, ist gegen den Fünfsternekomfort nichts einzuwenden.»

Höhepunkt: Frühstücksbuffet

Die Zimmer für die allgemeinversicherten Patienten, Pardon: Gäste, enthalten tatsächlich allen Luxus, wie auch die anderen Zimmer: grosser Balkon, Nespresso-Maschine zum freien Gebrauch, schönes Badezimmer (allerdings ohne Fenster bei der Badewanne), holzverkleidete Wände. Einziger Unterschied: Es sind zwei Betten drin. Zwei Gäste müssen sich also das Zimmer teilen.

Das medizinische Angebot sei völlig identisch mit jenem der Privatversicherten, nur bei den Zusatzleistungen gebe es Unterschiede, erklärt Krienbühl auf einem Rundgang durch den Spitaltrakt. So ist beim Mittag- und Abendessen die Auswahl für Allgemeinversicherte auf drei Menüs beschränkt, Privatpatienten können à la carte bestellen. Essen dürfen aber beide im luxuriösen Hotelrestaurant. Das riesige Fünf-Sterne-Frühstücksbuffet steht auch Allgemeinversicherten in vollem Umfang offen. Der «Waldhotel»-Spa ist bei Allgemeinversicherten nicht inbegriffen, sie bezahlen einen stark reduzierten Eintritt von zehn Franken.



Magische Anziehungskraft: «Bürgenstock-Resort»

Weshalb wollte das «Waldhotel» unbedingt auf die Spitalliste, wo doch allgemeinversicherte Patienten wenig lukrativ sind? Daniela Krienbühl nennt zwei Hauptpunkte. Erstens sei die Spitalliste in der Regel auch bei Zusatzversicherten Voraussetzung für eine Kostenübernahme durch die Krankenkasse. Zweitens seien die Allgemeinversicherten für die Grundausrüstung der Klinik essenziell. Viele Angebote – von Gewichtskontrolle über allgemeines Wohlbefinden bis zur Burn-out-Pro-

phylaxe –, die die Gäste gänzlich aus eigener Tasche bezahlen müssen, können nur deshalb rentabel angeboten werden, da die Ärzte daneben auch grundversicherte Reha-Patienten behandeln. «Ohne die kassenpflichtigen Angebote könnten wir auch keine Ärzte ausbilden, was wichtig ist für uns», sagt Krienbühl. Die Aufnahme auf die Spitalliste sei für Privatspitäler auch so etwas wie ein Gütesiegel, das für viele

Selbstzahler wichtig sei. Sie wehrt sich entschieden dagegen, dass das «Waldhotel» ein Kostentreiber im Gesundheitswesen sei. «Das ist ein Vorwurf, den wir nicht akzeptieren.» Die Gäste bekämen hier keine Luxusferien geschenkt: «Das Reha-Programm ist streng. Ziel ist ja, dass die Leute nach zwei oder drei Wochen wieder nach Hause gehen können.»

Die parlamentarische Initiative von Heinz Brand bezweckt, dass die Krankenkassen die Spitalisten gerichtlich anfechten können. Daniela Krienbühl sagt, ein medizinisches Angebot auf dem Bürgenstock wäre auch ohne Krankenkassenabdeckung denkbar, allerdings



Betriebsleiterin Krienbühl.



mit «Waldhotel» (ganz rechts).

wären die Voraussetzungen bedeutend schwieriger. Die 23 Reha-Zimmer sind bislang gut ausgelastet, zum Teil müssen Interessenten bereits zurückgewiesen werden. Auch das ambulante Angebot – das «Waldhotel» ist organisiert wie eine Gruppenpraxis mit verschiedenen Fachärzten – wird rege benutzt, vorwiegend von Leuten aus der Region. Dagegen befindet sich das Angebot für die gutbetuchte internationale Klientel noch in einer zähen Aufbauphase. Hier hofft man, noch stark zulegen zu können. Eine topmoderne Infrastruktur mit allen möglichen Apparaturen und Behandlungszimmern steht jedenfalls bereit. Demnächst kommt eine zahnmedizinische Abteilung hinzu, die Einrichtung ist schon fast fertig.

Da wird man gerne krank

Am zweiten Tag des Besuchs scheint die Sonne, die Luft ist von gesunder Frische, die Sicht fabelhaft. Das Frühstücksbuffet ist reich bestückt, voller frischer Produkte, mehrheitlich aus der Region. Von allem zu probieren, ist unmöglich, es hat schlicht zu viele Köstlichkeiten. Die Spitalgäste sind von den Hotelgästen nur durch die Stöcke zu unterscheiden, die einige zum Laufen benötigen.

Beim Schlemmen mit Blick auf die sonnen-erleuchteten Alpen bleibt die Erkenntnis: Eigentlich kann man sich glücklich schätzen, in einem Land zu leben, wo für normale Leute ein solcher Luxus geboten wird. Nur darf man sich dann nicht über die horrenden Krankenkassenrechnungen beklagen. Und leicht verschämt ertappt man sich beim Gedanken: «Doch, krank werden wäre eigentlich eine schöne Option – wenn man zur Genesung hierherkommen kann.»

Prämien

«Sie wissen gar nicht, was ein Hausarzt ist»

Von Philipp Gut — Warum steigen die Krankenkassenprämien jedes Jahr? Wie können wir die Kosten in den Griff kriegen? Antworten von Josef E. Brandenburg, Orthopäde und Präsident des Chirurgen-Dachverbands.

Die Schweizer ächzen unter den Krankenkassenprämien. Woran liegt es, dass die Kosten im Gesundheitswesen Jahr für Jahr steigen?

Erstens: Die Menschen werden immer älter. Und es ist eine Tatsache, dass in den letzten Lebensjahren die höchsten Kosten anfallen. Zweitens: Wir haben ein ausgebautes Medizinsystem, das Weltspitze ist. Der technische Fortschritt ist nicht aufzuhalten. Das verteuert das System, kann aber auch zu Einsparungen führen. Ein Beispiel: Vor 25 Jahren machte man noch Magenoperationen wegen Magengeschwüren. Dann entwickelte eine Firma ein Medikament, welches die Magensäure blockiert. In der Folge wurden ganze Operationsprogramme gestrichen. Schliesslich drittens: der soziokulturelle Wandel.

Das heisst?

Wir haben einen grossen Bevölkerungsanteil, der unser System nicht kennt. Diese Leute sind es gewohnt, für alles ins Spital zu gehen. Sie wissen gar nicht, was ein Hausarzt ist.

Sie meinen den hohen Ausländeranteil?

Ja. In einer gewissen Bevölkerungsschicht ist kein Bewusstsein dafür vorhanden, dass man mit den Ressourcen sparsam umgehen muss. Eine Studie in Grossbritannien zeigte kürzlich, dass einige wenige Personen den Krankenwagendienst massiv missbrauchen. Wenn ich höre, was Assistenzärzte in den Notfallstationen bei uns landauf, landab erleben, dann gehört das in die gleiche Schublade. Die Notfallstationen werden mit Bagatellen überhäuft. Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Ein 19-Jähriger hat ein neues Auto. Er fährt den ganzen Sonntag bei offenem Fenster herum und hat am Abend Ohrenweh. Jetzt kommt der springende Punkt. Würde er den Hausarzt anrufen, würde der ihm sagen: «Komm am Montag wieder.» Geht er aber in eine Notfallstation, dann muss diese zumindest Abklärungen machen. Nimmt sie diese Abklärungen nicht vor und kriegt der Junge eine Mittelohrentzündung, dann nimmt er einen Anwalt und verklagt das Spital.

Liegt es nicht in der Verantwortung der Spitäler, solche Bagatellfälle abzuweisen?

Das kann man nicht machen. Denkbar wäre aber, dass die Spitäler es im Nachhinein den Krankenkassen melden, wenn jemand den

Notfalldienst missbraucht hat. In solchen Fällen könnte man den Patienten an den Kosten beteiligen.

Was raten Sie, um die Kosten in den Griff zu bekommen?

Wenn ich die Patentlösung hätte, wäre ich ein gemachter Mann. Man muss die Patienten davon abhalten, das System auszureizen. Man müsste auch bei der Politik ansetzen. Der Bund kann über das Krankenversicherungsgesetz Einfluss nehmen, aber für die Spitalplanung und die Bewilligungen für Arztpraxen sind die Kantone zuständig. Ein Problem ist die unselige Spitalfinanzierung, bei der 55 Prozent die Kantone und 45 Prozent die Krankenkassen bezahlen. Das schafft Fehlanreize.

So behandeln die Kantone die Patienten lieber ambulant, dann müssen sie nichts dafür bezahlen. Solche Perversionen verteuern das Gesundheitswesen.

Kann man das heutige System überhaupt aufrechterhalten? Oder müsste man nicht zugeben, dass der Leistungskatalog der Grundversicherung zu grosszügig ist? Brauchen wir – um ein unpopuläres Wort zu brauchen – nicht eine Zweiklassenmedizin?

Ökonomisch gesehen, sind die Kosten Menge mal Preis. Wenn wir ein System von Grundleistungen haben, können wir den Preis senken – das hat der Bundesrat versucht. Aber irgendwann kommt der Punkt, an dem die Leistungen nicht mehr kostendeckend zu erbringen sind. Die Menge – den Leistungskatalog – hingegen hat man bisher nicht angetastet. Gewisse Bagatellen könnte der Patient durchaus selber tragen, und zwar ohne dass er einen gesundheitlichen Schaden erleidet. Hier liegt ein grosses Einsparpotenzial. Auch wir Ärzte stehen in der Pflicht: Wir müssen die Indikation – wann welche Behandlung angesagt ist – sauber durchführen. Viele Dinge, die wir machen, sind unnötig. Wir können die Kosten auch senken, wenn wir für bestimmte Operationen einen pauschalisierten Betrag verrechnen. Das senkt die Administrativkosten und verhindert, dass Ärzte Behandlungen durchführen, die der Patient nicht braucht.

Ökonomisch gesehen, sind die Kosten Menge mal Preis. Wenn wir ein System von Grundleistungen haben, können wir den Preis senken – das hat der Bundesrat versucht. Aber irgendwann kommt der Punkt, an dem die Leistungen nicht mehr kostendeckend zu erbringen sind. Die Menge – den Leistungskatalog – hingegen hat man bisher nicht angetastet. Gewisse Bagatellen könnte der Patient durchaus selber tragen, und zwar ohne dass er einen gesundheitlichen Schaden erleidet. Hier liegt ein grosses Einsparpotenzial. Auch wir Ärzte stehen in der Pflicht: Wir müssen die Indikation – wann welche Behandlung angesagt ist – sauber durchführen. Viele Dinge, die wir machen, sind unnötig. Wir können die Kosten auch senken, wenn wir für bestimmte Operationen einen pauschalisierten Betrag verrechnen. Das senkt die Administrativkosten und verhindert, dass Ärzte Behandlungen durchführen, die der Patient nicht braucht.



Mediziner Brandenburg.

Josef E. Brandenburg ist Facharzt für Orthopädie in Luzern und Präsident des Verbandes der chirurgisch und invasiv tätigen Fachgesellschaften (FMCH).



Intellektuelle Sackgasse: Philosoph Foucault während einer Demonstration in einem Vorort von Paris, 1972.

Essay der Woche

Vater von Fake News

Von Axel Meyer — Wir sollten die Irrlehren von Foucault und Co. vergessen. Sie sind Ausdruck von persönlichen Obsessionen, nicht von Wissenschaft, und werfen uns hinter die Aufklärung zurück.

Kürzlich erschien – 34 Jahre nach seinem Tod – das letzte Buch des französischen Philosophen Michel Foucault aus der Serie «Sexualität und Wahrheit». Es geht um Sex, Macht und Religion sowie um die Geschichte von Menschen, deren Sexualität von der Norm abweicht. *Quelle surprise!* Die deutschen Feuilletonisten schwärmen. Nochmals: *Quelle surprise!* In bestimmten Kreisen von Geisteswissenschaften, Soziologie, Literaturwissenschaften und der politischkorrekten Fächer an Universitäten, die hauptsächlich Interessenpolitik und Aktivismus für vermeintlich unterdrückte Minoritäten betreiben, gilt Foucault als Held. Doch ihn, den Messias der Fake News, sollte man besser wieder schnell vergessen.

Soeben erschien auch das letzte Buch des Harvard-Psychologen und Linguisten Steven Pinker. Es trägt den Titel «Aufklärung jetzt» (auf Englisch: «Enlightenment Now: The Case for Reason, Science, Humanism, and Progress»). Pinker hat seinen Finger immer am Puls der Zeit, denn in Zeiten des Populismus, der Desinformation und der Fake News scheinen die guten Seiten der Aufklärung zunehmend über Bord zu gehen. Schon Pinkers letztes grosses Buch, «Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit» (2011) war ein Meisterwerk, in dem er mit Daten und Meta-

analysen quantitativ dokumentierte, dass die Gewalt in den letzten Jahrhunderten zurückgegangen ist. Allen Unkenrufen zum Trotz geht es der Menschheit global immer besser: Demokratie nimmt zu, Armut und Ungleichheit nehmen ab. Dies weist Pinker objektiv und überzeugend nach.

Obskure Sichtweisen der Linken

Der Spiegel interviewte Pinker zu seinem neuen Buch und nannte ihn einen «Datenforscher». Ein Pleonasmus? In den Naturwissenschaften geht Forschung schwerlich ohne Daten, aber das scheint wohl einer der Unterschiede zu

Der Begriff «Alternative Fakten» ist nur der letzte Ausdruck einer verlugerten Haltung zur Wahrheit.

Teilen der Geisteswissenschaften zu sein, denen es vorrangig noch immer um Ideologien, Befindlichkeiten und Narrative zu gehen scheint. Foucault und Pinker sind zwei Denker, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Aus Sicht der Naturwissenschaften hat der eine sehr viel Unheil angerichtet, wohingegen der andere zum Erhalt der Errungenschaften der Aufklärung auch in den Zeiten von Trump

und Fake News beiträgt. Unter Einfluss der Ideologien wird Wahrheit optional, und Wissenschaftler, die nach Erklärungen suchen, werden als Teil des unterdrückenden Patriarchats gesehen. Ein solch antiwissenschaftliches Denken bildet die Basis von Fake News. Meinungen, egal wie fundiert oder nicht fundiert, werden gleich gewichtet wie wissenschaftliche Erkenntnisse. Alternative Fakten? Der infame Begriff von Trumps Beraterin Kellyanne Conway ist nur der letzte Ausdruck einer verlugerten Haltung zur Wahrheit und zum rationalen Denken. Durch die Ignoranz und den Antiintellektualismus von rechts, aber eben auch schon lange durch die obskuren Sichtweisen der Linken – etwa durch den von Foucault mitverursachten «Postmodernismus» –, wird die Suche nach Wahrheit selbst aus universitären Kreisen angegriffen.

Philosophen, darunter mehrere französische wie Voltaire und Rousseau, brachten uns vor 250 Jahren das Zeitalter der Aufklärung. Damit setzten sich Vernunft, Objektivität und Rationalität gegen Irrationalität, kirchliche Dogmen und die Herrschaft der Monarchen durch. Das war gut so, denn die Aufklärung verhalf nicht nur dem Fortschritt und der Demokratie im Westen zum Durchbruch, sondern legte auch den Grundstein für Werte

wie Freiheit, Gleichheit, Toleranz und Rationalität, aber auch für die Trennung von Kirche und Staat, für wissenschaftlichen Fortschritt und ein daraus resultierendes besseres Verständnis der Welt. Es geht also um nicht weniger als die zentralen westlichen Werte wie Rationalität und Wissenschaft, die es heute – leider – wieder zu verteidigen gilt. Die Aufklärung hatte auch einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Methode, grob gesagt: das Testen von Hypothesen aufgrund empirischer Daten, auf der nicht zuletzt auch der wirtschaftliche Erfolg und der Wohlstand der westlichen Kulturen fußt. Diese kulturellen Errungenschaften wurden, ob es uns passt oder nicht, meist durch die heute in manchen Kreisen so verhassten «weissen alten Männer» geschaffen.

Sex, Drogen, Macht

Dass diese samt ihren intellektuellen Errungenschaften nun in Misskredit geraten sind, liegt auch an philosophischen Denkweisen wie der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule um Max Horkheimer und des Postmodernismus mit hauptsächlich französischen Wurzeln, welcher vor etwa fünfzig Jahren unter anderem wegen des genannten Foucault auf der Bühne erschien. Sie interpretierten die Welt als von Macht und sozialer Kontrolle bestimmt und taten sich durch die Kreation monströser, völlig unverständlicher Worterfindungen hervor. Es ging ihnen offensichtlich mehr um Jargon als um Aufklärung, denn Konzepte wie Objektivität, Wahrheit, Vernunft und andere ihrer positiven Aspekte lehnten sie ab. Foucault war ein sexbesessener homosexueller SM-Fanatiker, Marxist und Anhänger anderer überholter Ideen wie jene der freudschen Psychoanalyse. Er war bekannt für seinen exzessiven Drogenkonsum und starb 1984 als eines der ersten Opfer an Aids.

Das wäre alles nicht der Rede wert, wenn seine Ideen und seine persönliche Obsession für Sex und Macht sich nicht offensichtlich in seiner Sicht auf die Welt widergespiegelt und seine Ideologie keine Beachtung gefunden hätten und in den esoterischen Seminaren im Elfenbeinturm französischer Universitäten geblieben wären. Aber sie haben sich in den letzten beiden Generationen von Akademikern in bestimmten Fachbereichen der Geistes- und Kulturwissenschaften epidemieartig verbreitet und beherrschen noch immer das Denken weiter Kreise. Auch die Kämpfe der neunziger Jahre zwischen «wissenschaftlichen Realisten» und Postmodernisten, die Thomas Kuhns Ideen so darstellten, als ob Wissenschaft lediglich sozial konstruiert sei, führten zu keinem abschliessenden Ergebnis. So existierten die zwei akademischen Kulturen, nämlich Geisteswissenschaften einerseits sowie Naturwissenschaften und Technik andererseits, im Sinne C. P. Snows weiter nebeneinander her. Aber es handelt sich

nicht um ein symmetrisches gegenseitiges Ignorieren dieser beiden Lager. Vielmehr bringen Teile der Geisteswissenschaften nicht nur keinerlei Verständnis für Naturwissenschaften auf, sondern sie dämonisieren die Wissenschaften. Umgekehrt haben die meisten Naturwissenschaftler noch nie davon gehört, dass sie selber Feindbilder sind und angeblich einer Ideologie wie dem «Biologismus» – also dem Glauben an die Macht der Biologie und der Gene – anhängen. Sie arbeiten lediglich an ihren Forschungsprojekten. Völlig unbehelligt von desaströsen postmodernen Gedankenspielen.

Die Situation ist ernst. Denn überspitzt gesagt ist für Postmodernisten wissenschaftliche Evidenz immer relativ, nicht besser als persönliche Meinungen und persönliches Empfinden. Dies sind zutiefst antiintellektuelle Tendenzen, denn wir sind damit argumentativ wieder in den Zeiten vor der Aufklärung angekommen. So funktioniert auch die «Logik»



«Aufklärung jetzt»: Linguist Pinker.

der Fake News, die auf der zersetzenden Kraft von Emotionen, fälschlichen Intuitionen und der Empörung fundiert. «Narrativen», also Geschichten und Anekdoten, wird das gleiche argumentative Gewicht zugemessen wie objektive gesammelten Daten.

Keine Rassen, aber Diversity

Im Sinne von Foucault geht es ja vornehmlich um Macht. Jene Interpretation, die sich durchsetzt, gewinnt – Objektivität und die Suche nach Wahrheit sind sinnlos, denn es gibt sie nicht. Dass dies an Universitäten – insbesondere auch Universitäten, deren Motto «veritas» ist – gelehrt wird, überrascht, aber es erklärt auch die tiefe Krise, in der sich die Geistes-

wissenschaften befinden. Wenn Meinungen so gut wie wissenschaftliche Fakten sind, dann sind Fake News also doch nicht so jung, sondern Teil und Abkömmling des Postmodernismus.

Auch das wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn diese postmoderne Ideologie das geschützte Refugium von gesellschaftlich irrelevanten Teilen der Universitäten nicht verlassen und sich nicht in Gesellschaft, Ministerien und Gesetzgebung etwa in der Form von Political Correctness verbreitet hätte. Etwa in der Behauptung, dass es zwar keine Rassen oder Geschlechter gibt – diese seien lediglich soziale Konstrukte –, paradoxerweise sei Diversity aber doch wichtig. Wie nun? Wer Diversity fordert, geht davon aus, dass jede Ethnie eine bestimmte Art zu denken habe und negiert also das Individuum und die Variation zwischen Individuen, die auch innerhalb von Ethnien gross ist.

Diese Art zu denken, ist daher selbst zutiefst rassistisch, ohne dass es deren Urheber bemerken. Am Ursprung dieser intrinsisch widersprüchlichen, die Fakten ignorierenden Ideologie stehen Herr Foucault und Co. Damit ich nicht falsch verstanden werde: Chancengleichheit der Geschlechter ist eine wichtige Errungenschaft, ein echter Fortschritt. Aber die Chance für alle, sich durch Leistung zu bewähren und einen begehrten Studienplatz oder eine hervorgehobene Position zu erlangen, ist nicht dasselbe wie die Forderung, dass diese Stellen genderkonform zu verteilen seien, nur weil jemand eine bestimmte Kombination von Chromosomen oder eine bestimmte Hautfarbe hat oder nicht hat. Das ist per se diskriminierend. Es wird nur so nicht genannt.

Mehr Pinker lesen

Es sollte wieder selbstverständlich werden, mit der wissenschaftlichen Methode zu versuchen, der Wahrheit näherzukommen, und zum «Sapere aude» der Aufklärung, also zur auf dem Zweifel aufbauenden Vernunft zurückzukehren und uns nicht eine Welt zurechtzubasteln, die nicht auf wissenschaftlichen Fakten, sondern vornehmlich auf Weltanschauungen beruht. Wenn wir anfangen, die Ratio zu ignorieren, laufen wir Gefahr, den seit der Aufklärung errungenen Fortschritt zu verspielen und Irrationalität und Fake News Tor und Tür zu öffnen. Vernunft und Gleichberechtigung sind ein Fortschritt. Eine auf Postmodernismus fussende Sicht der Welt ist eine zynische, in sich widersprüchliche, intellektuell hohle Sackgasse. Ein Rückschritt und kein Fortschritt. Darum empfehle ich, mehr Pinker zu lesen und Foucault möglichst schnell zu vergessen.

Axel Meyer, geboren 1960, ist Biologieprofessor in Konstanz und Autor des Buches «Adams Apfel und Evas Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer» (Bertelsmann, 2015, Fr. 28.90). Zurzeit ist er Fellow am Radcliffe Institute for Advanced Study der Harvard University in Cambridge (USA).

«Nahbar sein»

Von Wäis Kiani — Über Influencer wird viel gespottet. Zu Unrecht, wie die Zürcher Schauspielerin Zoë Pastelle beweist. Die 18-Jährige ist eine der wenigen Schweizerinnen, die in diesem Fach international erfolgreich sind.

Berlin-Mitte, Oranienburger Strasse. Es sind zwar Minusgrade, aber die Sonne hat sich endlich tapfer hinter den grauen Wolken hervorgekämpft und scheint jetzt übertrieben stark auf dem noch nassen Asphalt. Genau auf der Mitte der Strasse, zwischen den stillgelegten Tramschienen, zieht sich eine engelsgleiche, hochgewachsene Mädchengestalt wie selbstverständlich den Netzpullover über den Kopf und posiert wie ein Profi-Modell für ihren Fotografen, als gäbe es weder die Kälte noch die gaffenden Passanten. Im Hintergrund blitzt dazu das Wahrzeichen Berlins, die grosse Stahlkugel des Fernsehturms. Passender könnte ein Setting für ein perfektes Foto nicht sein.

Das zarte Mädchen mit den langen honigblonden Haaren ist eine Schweizerin aus Zürich und heisst Zoë Pastelle Holthuizen. Zoë ist kein Fotomodell, sondern mit ihren achtzehn Jahren schon eine ausgebildete Schauspielerin und ist soeben für ihre Rolle als beste Nebendarstellerin in dem Kinofilm «Blue My Mind» von Regisseurin Lisa Brühlmann für den Schweizer Filmpreis nominiert worden. «Blue My Mind» ist ihre dritte Filmrolle, zuvor spielte sie in dem Schweizer Teenie-Drama «Amateur Teens» und in einem Kurzfilm mit. Aber eigentlich ist sie berühmt für etwas ganz anderes: Als Zoë Pastelle ist sie ein Instagram-Star und ein Social-Media-Profi.

Konzept und Image

Was als reiner Spass begann, ist mittlerweile ein richtiges Business mit Terminen auf der ganzen Welt. Durch das gekonnte Posten von Bildern hat sie eine Anhängerschaft von 163 000 Followern aufgebaut, die meisten Fans

Woher weiss eine Achtzehnjährige, wie man solche Begehrlichkeiten beim grossen Publikum weckt?

kommen aus der Schweiz, aus Deutschland Frankreich, Italien und den USA. Die Schweizerin übt also genau jenen ominösen Beruf aus, über den alle lästern, aber bei dem niemand genau weiss, was er eigentlich sein soll. Durch die hohe Zahl an Followern wurden auch Marken wie Dior Make-up, L'Oréal, Prada, Coca-Cola auf sie aufmerksam.

Wenn Zoës Bilderkonzept und das Image, das sie dadurch verbreitet, zu den Marken passt, kommt es zu einer Kooperation. So wie heute an diesem kalten, aber sonnigen Tag in



Der Rebell in ihr: Influencerin Zoë Pastelle in Berlin.

Berlin, an dem sie den «Berlin»-BH des italienischen Labels Tezenis auf ihre Art für ihre Follower begehrenswert macht.

Aber woher weiss eine Achtzehnjährige, wie man solche Begehrlichkeiten bei einem so grossen Publikum erweckt? Eine Aufgabe, an der gewachsene Werbeagenturen oft scheitern! Hinter ihren scheinbar mühelos angesammelten Reihen von Instagram-Fotos stecken harte Arbeit und ein genau durchdachtes Konzept, was man einer so jungen Frau, die seit 2014 damit erfolgreich ist, nicht zutrauen würde. Und Zoë macht alles selbst, überlegt jeden ihrer Schritte ganz genau. «Man muss seinen eigenen Stil haben und seine eigene Welt anderen zugänglich machen und authentisch sein. Und man muss nahbar sein, in Kontakt mit den Followern, und kein unnahbarer Star», erklärt Zoë.

Was sie nicht erwähnt, ist ihre unglaubliche Disziplin und die Konzentration, mit der sie ihre Ziele verfolgt. Nach dem Shooting gehen wir in ein Café, wo Zoë unbedingt hinmöchte, da es dort die besten Zimtschnecken gibt. Sie ernährt sich vegan, seit sie sechs Jahre alt ist, sagt sie, das hat sie von ihrem Bruder übernommen; aber die Zimtschnecke gönnt sie sich ausnahmsweise immer, wenn sie in Berlin ist. Zoë sitzt nicht einfach so in einem Café herum und lässt die Zeit verstreichen; sie und ihr Fotograf haben das MacBook aufgeklappt und suchen konzentriert die besten Bilder vom Shooting aus. Zoë sieht sich jedes Bild genau an und lässt sich nicht ablenken. Nach dem Café möchte sie zurück in ihr Hotel, ihren Text für das Casting am nächsten Tag lernen.

Ziel: die grossen Bühnen

Die neue Beruferscheinung Influencer hat nicht den respektabelsten Ruf. «Das kann ja jeder», sagt man, «dazu braucht man kein Talent», sagt man auch, und es sei etwas für die, die zu faul seien für einen echten Beruf oder für jede Art von Arbeit. Begleitet man jedoch eine etablierte Influencerin wie Zoë einige Tage in ihrem Alltag, wird schnell klar: Es ist nicht nur harte Arbeit, sondern es erfordert neben dem Talent, sich einem breiten Publikum sympathisch zu präsentieren, einen eisernen Willen. Einfach mal ein paar Tage keine Lust haben, zu posten, das gibt es nicht. Im Klartext: Man muss ganz genau wissen, wo man hinwill und wie man es schafft. Und es dann auch durchziehen. Und welcher Teenager weiss das schon und kann seine Eltern davon überzeugen, dass es das Richtige ist?

Das Besondere an Zoë, was Menschen aus älteren Generationen wohl mit offenem Mund zurücklässt, ist die beeindruckende Tatsache, dass sie als Kind mit neun Jahren schon genau wusste, wo sie hinwollte: auf die ganz grosse Bühne. Gross geworden ist sie als zweites Kind einer alleinerziehenden Heilpraktikerin und mit einem etwas älteren Bruder, der ihr heute



Beste Nebendarstellerin: Pastelle (l.) als Gianna mit Luna Wedler in «Blue my Mind».

bei ihrer Karriere hilft und im Hintergrund koordiniert.

Mit elf Jahren bewarb sie sich an der strengen Tanz-Akademie der Zürcher Hochschule der Künste, wurde als eines von acht Mädchen angenommen und tanzte die nächsten drei Jahre von Montag bis Samstag klassisches Ballett. «Das Training war superhart, der Konkurrenzdruck unter den Mädchen wuchs immer mehr, und es gab keine Freiheiten und auch keine Freizeit.»

So beispielhaft Zoë als angehende Balletttänzerin auch war, es steckt auch ein kleiner Rebell in ihr. Trotz des Verbots, auf die Snow-

Einfach mal ein paar Tage keine Lust, zu posten – das gibt es nicht.

board-Piste zu gehen, stellte sie sich auf das coole Brett und brach sich prompt den Arm. Durch das vorläufige Ende des Drill-Trainings wurde ihr klar, dass sie sich eigentlich nach Film und Schauspielerei sehnt.

Sie bewarb sich mit fünfzehn an der Filmschaupielschule in Zürich, wurde genommen, obwohl sie noch nicht das nötige Alter hatte, und machte letzten Herbst ihren Abschluss. Und jetzt werden sogar deutsche Filmproduzenten auf sie aufmerksam, obwohl sie noch bei keiner Schauspielagentur unter Vertrag ist, und laden sie zu Castings in Berlin ein – so wie an diesem Wochenende.

So kommt es, dass Zoë an dem Tag nach ihrem Tezenis-BH-Shooting durch ein heruntergekommenes ehemaliges Fabrikgelände in Kreuzberg läuft, um den Raum der Casting-Agentur zu finden, in dem sie für ihre Rolle vorsprechen soll. Seit dem Vortag hat sie sich in das Mädchen hineinversetzt, das sie verkörpern soll und das weit entfernt von ihrer eigenen Persönlichkeit ist. Wir gehen den Text ein letztes Mal durch, und sie geht durch den kalten Schlamm in einen abbruchreifen Ein-

gang und ein enges Treppenhaus, zugeklebt mit alten, zerfledderten Plakaten. Eine Stunde später kommt sie mit gemischten Gefühlen wieder nach unten. «Ich glaube, ich habe etwas zu schnell gesprochen, bei so Castings ist es das Wichtigste, die Ruhe zu bewahren und den Text nicht zu schnell herunterzurattern.»

Feiern mit Beyoncé und Eminem

Auf dem Weg zurück nach Berlin-Mitte erzählt sie von ihrer erfahrungsreichen Schulzeit und dass sie die Schule so oft wechseln musste, dass sie dadurch Einblick in alle Gesellschaftsschichten bekam. Von den verwöhnten Privatschulmädchen bis zu den ambitionierten Schauspielschülern kenne sie wirklich jeden in ihrem Alter in Zürich, sagt Zoë, fühle sich aber zu keiner Clique zugehörig. Wenn sie von Neid und Konkurrenz erzählt, merkt man, dass sie, wie die meisten zielstrebigen Menschen, eine Einzelgängerin ist.

Wer Gelegenheit hat, Zoë kennenzulernen, ist sich sofort sicher, dass sie erst am Anfang einer grossen Karriere steht. Schon jetzt ist sie finanziell unabhängig, ihre Designer-Handtaschen hat sie sich im Gegensatz zu ihren ehemaligen Mitschülerinnen alle von ihrem selbstverdienten Geld gekauft. Als Nächstes steht vielleicht eine eigene Wohnung an, mit viel Platz für ihre ganzen Klamotten, die immer mehr werden. Der Weg, den sie sich ausgesucht hat, eröffnet ihr aber nicht nur neue materielle Möglichkeiten, sondern erfüllt auch Träume, die sie schon lange träumt. Sie wird wahrscheinlich eingeladen, im April ans Coachella-Festival im heissen Südkalifornien zu fahren, wo Stars wie Beyoncé und Eminem auftreten, und sich dort neben jungen Hollywoodstars, Topmodels und der internationalen Jeunesse dorée einige Tage zu amüsieren. Auch wenn Zoë ein langes Wochenende an einem der lustigsten Orte der Welt verbringen darf, wird sie wohl selbst diese Zeit dazu nutzen, um ihrem Ziel, bald auf der ganz grossen Bühne zu stehen, etwas näherzukommen.

«Maul halten» des Maulhelden

Von Christoph Mörgeli

Der Welterklärer Frank A. Meyer titelte im letzten *Sonntagsblick*: «Maul halten». Ganz im schnarrenden preussischen Kasernenton seiner Berliner Wahlresidenz. Meyer befiehlt den Unterlegenen der «No Billag»-Abstimmung, ein für alle Mal zu schweigen. Sofort und in Ewigkeit. Er zetert über Schawinski, den *Tages-Anzeiger*, die *NZZ*. Weil sie es wagten, der SRG nach dem Verdikt des Souveräns Reformen vorzuschlagen. Dumm nur, dass all die Genannten Gegner der Initiative waren. Und demnach zu den Abstimmungssiegern gehörten.

Dennoch gelte auch für sie: «Maul halten». Denn: «In der Demokratie zählt das Wort der Mehrheit.» Wohl wahr. Allerdings auch dann, wenn Frank A. Meyers Meinung in einer Volksabstimmung verliert. Doch wie verhält sich «Maul halten»-Meyer konkret? Wie ein Maulheld. Nach der Zustimmung zur Minarett-Initiative zeterte er über das «törichte Volksbegehren gegen Minarette». Und rühmte die unterlegenen Unterzeichner eines «Manifests von Prominenten» als «hochgeschätzte Persönlichkeiten», einen gar als «innigen Freund». Obwohl sie das Maul nicht hielten.

Auch nach Annahme der SVP-Ausschaffungsinitiative mochte Frank A. Meyer nicht schweigen. Die SVP bewirtschaftete die arbeitende Klasse, «indem sie deren Probleme – beispielsweise den Kulturkonflikt mit Zuwanderern – skrupellos ausbeutet. [...] Gesellschaftlich verantwortungsvolle Lösungen dafür aufzuzeigen, gehört nicht zu ihren Absichten.» Der unterlegene Maulheld wollte partout sein Maul nicht halten.

Nachdem die Mehrheit einem weiteren SVP-Anliegen zugestimmt hatte, giftete der Gross- und Langkolumnist: «Gipfel der Kinderei war das Ja zur Volksinitiative gegen die Masseneinwanderung vom 9. Februar 2014. Ein gezielter Angriff auf die Personenfreizügigkeit. [...] Doch das Volk ist nicht der Gott der Demokratie. Das eine Volk kann irren.» Aber jetzt, im Fall der SRG, herrscht plötzlich wieder der Gott der Demokratie.

Weil Frank A. Meyer mit einer Talk-Sendung und Ringier von einem Verlagsverbund profitieren. Frank A. Meyer schimpft über die «No Billag»-«Bürschenschaften der äusseren Rechten». Nach den Harvard-«Bürschchen», den HSG-«Bürschchen», dem Köppel-«Bürschchen» nun also die «Bürschenschaften». Was hat es bloss mit Meyers Bürschchen-Obsession auf sich? Doch spätestens jetzt gilt auch für mich: «Maul halten.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Zürich: Big-Five-Pfeifen

Von Peter Bodenmann — Christophe Darbellay hatte das richtige Konzept. Aber er verstand nicht, wie Protestanten funktionieren.



Gerhard Pfister (l.) hat das falsche Konzept. Und lässt sich durch nichts beirren.

Es gibt immer mehr Atheisten und Agnostiker in der Schweiz. Und immer weniger Christen. Die Zahl der praktizierenden Katholiken befindet sich im freien Fall. Wer im Religiösen Halt, Trost und Opium sucht, wendet sich Esoterik, Pfingstgemeinden und Sekten zu.

Leider gibt es in der Schweiz keine gemeinsam antretende, halbwegs fortschrittliche Rechte. Mit etwas Sozialem, Umweltschutz und Frauenpower im *Handtäschli*.

Dabei belegen die Resultate der Zürcher Wahlen: EVP, BDP, Grünliberale und CVP wären, wenn sie gemeinsam angetreten wären, selbst im rotgrünen Zürich die zweitstärkste politische Kraft. Stattdessen machte die CVP bei den Big Five von Filippo Leutenegger mit. Und verlor alles. Den Stadtratssitz und alle Gemeinderatssitze. Und war somit die Big-Loser-Partei. Zusammen mit der SVP.

Gerhard Pfister versucht weiterhin, aus den Restbeständen der einst stolzen CVP eine neokonservative Wertepartei zu machen. Ohne genügend Bodenpersonal, denn auch CVP-Männer waren, sind und bleiben Sünder.

Oberstleutnant Yannick Buttet musste ein Nationalratsmandat niederlegen, weil er zu viel soff. Und schon leicht alkoholisiert die Kontrolle über sich verlor.

Der CVP-Strippenzieher Pierin Vincenz machte aus den Raiffeisen-Bauernbanken die drittgrösste Bank der Schweiz. Eine unbestreit-

bare Leistung. Der Bündner ertrug es offenbar nicht, dass Sergio Ermotti sechsmal mehr verdiente als er, der grosse Vincenz.

Und der CVP-Politiker Dr. Igor Perrig, wie Buttet ein Oberstleutnant der Armee, brachte seine Lebenspartnerin um, die Mutter zweier Kinder. Weil ihn seine CVP ökonomisch ins Bodenlose fallen liess. Unbegleitet.

Diese Beispiele der letzten Monate belegen: CVP-Männer sind nicht bessere Menschen als alle anderen. Aber all diese Fälle werden der CVP nur angelastet, weil Gerhard Pfister versucht, aus einer durchschnittlich sündigen Partei eine Moralante mit erhöhten Ansprüchen zu formen.

Die CVP als Partei der Heiligen und Schweineheiligen funktioniert als Konzept nicht einmal in Nid- und Obwalden. Weil niemand scharf ist auf Pfister-Moralin.

Die politische Marktlücke in der Schweiz ist und bleibt eine gemässigte Rechte. Heute mehr denn je, weil der Freisinn dieses Terrain geräumt hat. «Die Vernünftigen» – so müsste die Partei wohl heissen – würden national locker 20 Prozent der Stimmen schaffen.

Christophe Darbellay hatte das richtige Konzept. Aber er war und ist kein politischer Handwerker. Gerhard Pfister ist falsch programmiert und will sich nicht von seinem Zuger Irrweg abbringen lassen. Doppel-Pech.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Geheim, geheim, geheim

Von Kurt W. Zimmermann — Für Journalisten ist die Welt ein komplexes Konstrukt. Sie ist voller geheimer Geheimnisse.

Christoph Blocher, so vermeldete die *Aargauer Zeitung*, verkaufe seine *Basler Zeitung* an den Tamedia-Verlag. So weit, so alltäglich.

Doch dann kam die Sensation. Blocher und Tamedia-Präsident Pietro Supino, so vermeldete atemlos das Blatt, «verhandelten im Geheimen».

Im Geheimen. Na so was. Normalerweise finden ja solche Verhandlungen in aller Öffentlichkeit statt. Oft werden sie auch live im Fernsehen übertragen.

Bevor wir uns noch etwas mehr über unsere Journalisten lustig machen, hier ein paar weitere heitere Beispiele.

In fünf Jahren wird das Eidgenössische Musikfest stattfinden. «Der Ort der Austragung», berichtete atemlos Radio SRF, «ist noch geheim.»

Zu den Wirren bei der Raiffeisenbank, so vermeldete atemlos der *Tages-Anzeiger*, liege ihm ein «geheimer Bericht» vor. Sofort legte atemlos die *Sonntagszeitung* nach, ihr liege zum selben Fall sogar ein «geheimen Gutachten» vor.

Dann gab es, ebenso atemlos, noch den «geheimen Vertrag» zur Schweizer Hochseeflotte (*Südostschweiz*), «geheime Daten» beim Spital Lachen (*Bote der Urschweiz*), «geheime Polizeiinformationen» im Zürcher Oberland (*NZZ*) und die «geheime Hochzeit» der früheren TV-Moderatorin Monika Fasnacht (*Glückspost*).

Geheim, geheim, geheim. Alle Beispiele – und einige mehr – stammen ausschliesslich vom vergangenen Wochenende. Wenn wir gar ein ganzes Jahr zurückblicken, haben unsere Medien Tausende von geheimen Berichten, geheimen Absprachen, geheimen Informationen und geheimen Treffen ausgegraben.

Warum ist für Journalisten alles geheim, was auf dieser Welt passiert?

Es hat primär damit zu tun, dass Journalisten die Welt als eine endlose Verschwörungstheorie verstehen: Täglich sprechen sich in ihrer Sicht die dunklen Mächte aus Politik und Wirtschaft in schattigen Hinterzimmern darüber ab, wie sie ihre düsteren Übeltaten vor der Öffentlichkeit verbergen.

Und jetzt, heissa, schlägt die grosse Stunde der Medien. Sie haben nun das gleissende Licht der Aufklärung und Transparenz auf die Geheimnisse der Dunkelmänner zu werfen. Es ist die Selbstwahrnehmung einer eitlen Branche, die ihre gesellschaftliche Rolle gern überhöht.

Nun gibt es in der täglichen Praxis aber ein Problem. Es ist das Problem, dass es all diese



Gleissendes Licht der Aufklärung.

permanenten Verschwörungen nicht permanent gibt. Man muss sie also konstruieren.

Dazu hilft nun ein linguistischer Trick. Die Definition des Wortes «geheim» wird in der Medienbranche selbstreferenziell umgedeutet. Geheim ist nun generell alles, was Journalisten nicht wissen oder noch nicht wissen.

Die Sitzung der Ständeratskommission ist somit auf einmal «geheim», weil alle zuständigen Politiker, aber keine Journalisten daran teilnehmen. Ein Gutachten zu einer Bank ist «geheim», weil alle Entscheidungsträger das Gutachten längst kennen, aber nicht die Journalisten. Der Kauf eines neuen Löschautos in Hinterfultigen ist «geheim», weil alle in der Feuerwehr davon wissen, aber nicht der Lokal-korrespondent.

Geheim ist alles, was viele wissen, aber die Journalisten nicht wissen. Wenn sie es dann endlich doch noch erfahren, trompeten sie die vermeintliche Geheimsache laut hinaus.

Im Aargau machen sie alle zwei Jahre einen Schreibwettbewerb für Primarschüler. Die *Aargauer Zeitung* stellt dann jeweils die prämierten Kinder vor. Dieses Jahr gewann bei den Dritt- und Viertklässlern Mia Marfurt aus Seengen.

Sie gewann mit ihrer Geschichte zum Thema «Das geheime Treffen».

Man muss sich um den journalistischen Nachwuchs keine Sorgen machen.

Einer ist nicht genug

Von Henryk M. Broder — Mehr Beauftragte braucht das Land.

Am 18. Januar dieses Jahres hat der Deutsche Bundestag die geschäftsführende Regierung aufgefordert, einen «Antisemitismus-Beauftragten» zu berufen. Ihm sollte ein «unabhängiger Kreis»



von Experten aus «Wissenschaft, Bildungspraxis und Zivilgesellschaft» beratend zur Seite stehen. Der gemeinsame Antrag von CDU/CSU, SPD, FDP und den Grünen entsprach einer in Deutschland weitverbreiteten Praxis: «Wenn du nicht mehr weiterweiss, gründe einen Arbeitskreis!»

Der Antisemitismus, obwohl kein neues Phänomen, sorgt immer wieder für Überraschungen. So zum Beispiel, als «arabischstämmige» Jugendliche vor dem Brandenburger Tor Israel-Fahnen verbrannten und dabei die Hamas hochleben liessen, die sich ein judenfreies Palästina wünscht. Worauf sich Experten zu Wort meldeten, die den Vorgang verschieden interpretierten. Für die einen war es klassischer Juden Hass, projiziert auf Israel, für die anderen legitime «Israel-Kritik» in etwas rabiater Form.

Die Entscheidung über solche Fragen würde wohl in die Zuständigkeit des «Antisemitismus-Beauftragten» fallen, wenn es diesen denn gäbe. Aber danach sieht es nicht aus. Ersatzweise hat der – inzwischen aus dem Amt geschiedene – Innenminister de Maizière erklärt, Deutschland sei «dem Staat Israel und allen Menschen jüdischen Glaubens in ganz besonderer Weise verbunden». Aber damit war das Thema nicht vom Tisch. Letzte Woche kamen in Potsdam vierzig Vertreter von Bund, Ländern und jüdischen Gemeinden zusammen, um über weitere Massnahmen zu beraten. Es sei nicht genug, einen Antisemitismus-Beauftragten auf Bundesebene zu berufen, es müsse Antisemitismus-Beauftragte in allen Bundesländern geben, forderte unter anderen der Direktor des Moses-Mendelssohn-Zentrums für europäisch-jüdische Studien, der das Treffen initiiert hatte.

Ich halte das für eine ausgesprochen konstruktive Idee. Es gibt inzwischen Gleichstellungsbeauftragte in allen Bundesländern, in den meisten Kommunen, Unternehmen und Hochschulen. Eine «Bundesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros und Gleichstellungsstellen» dient als Info-Zentrale für die etwa 500 Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten in der ganzen Republik. So muss man auch das Problem des Antisemitismus angehen. Mehr Beauftragte braucht das Land!

Ausgehebelte Verwahrung

Das Bundesgericht würgt die Anwendung lebenslänglicher Verwahrung konsequent ab. Es stellt Anforderungen auf, die so nicht im Gesetz stehen.

Von Katharina Fontana

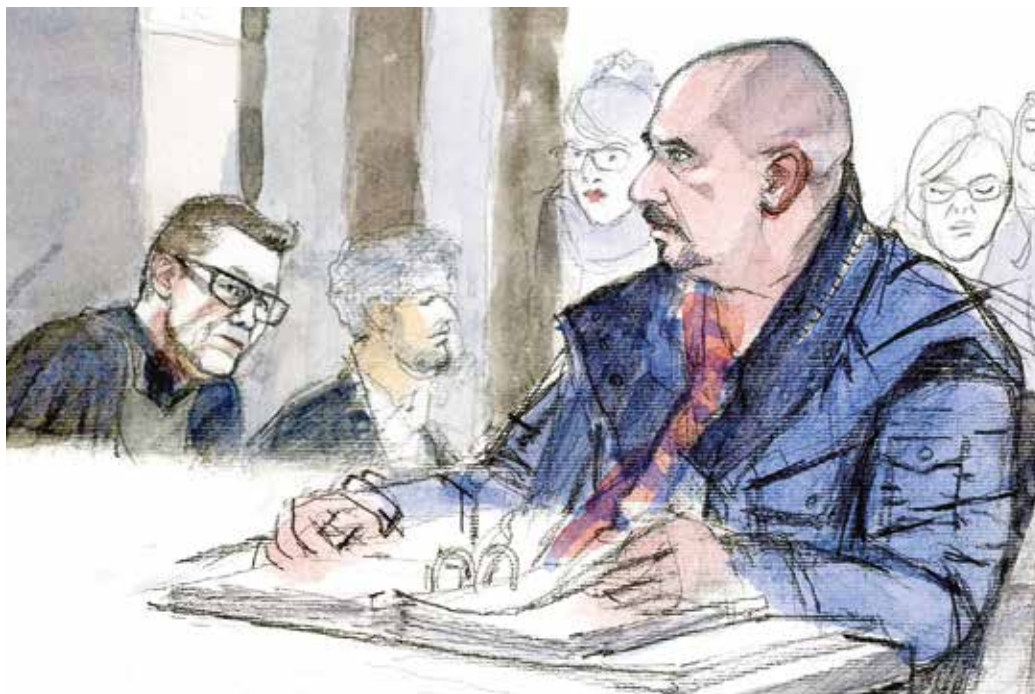
Als die Stimmberechtigten 2004 die Verwahrungsiniziativa guthiessen, dürften viele von ihnen an Personen wie Thomas N. gedacht haben, den Vierfachmörder von Ruppertswil, der in diesen Tagen vor dem Bezirksgericht Lenzburg steht. Er hat gestanden, im Dezember 2015 eine Frau, ihre beiden Söhne und die Freundin des älteren Sohnes mit grösster Brutalität umgebracht und sich am jüngeren Knaben sexuell vergangen zu haben. Wer eine derart böse und kranke Tat begeht, darf zum Schutz der Bevölkerung nie mehr auf freien Fuss kommen, werden sich wohl viele Menschen auch heute noch sagen.

Dass Thomas N. bis ans Lebensende verwahrt werden wird, ist aber höchst unwahrscheinlich. Aus Sicht der zwei Psychiater, die ihn begutachtet haben, scheint der Ersttäter nämlich einer Therapie zugänglich zu sein; das schliesst die lebenslängliche Verwahrung aus. Doch selbst wenn Thomas N. nicht behandelbar erschiene, wäre es für das Gericht sehr schwierig, die Massnahme anzuordnen. Denn das Bundesgericht hat die bereits hohen Anforderungen an die lebenslängliche Verwahrung für gefährliche Gewalt- und Sexualverbrecher erst vor wenigen Tagen nochmals weiter in die Höhe geschraubt.

Weder für Mörder noch für Vergewaltiger

Im jüngsten Bundesgerichtsurteil geht es um Claude D., den Mörder der jungen Marie, dessen lebenslängliche Verwahrung das höchste Gericht nicht akzeptiert. Marie wurde 2013 vom damals 36-jährigen Täter entführt, in ein Waldstück gebracht und erdrosselt. Der Mord löste in der ganzen Schweiz heftige Empörung aus, namentlich auch deshalb, weil Marie bereits das zweite Opfer von Claude D. war. 1998 hatte der Mann seine Freundin getötet und war dafür zu zwanzig Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden; 2012 wurde er bedingt entlassen. 2016 verurteilte ihn das Waadtländer Kantonsgericht wegen Mordes an Marie zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe und ordnete darüber hinaus, sozusagen als doppelte Sicherung, seine lebenslängliche Verwahrung an. Doch daraus wird nun nichts.

Was läuft schief, wenn ein rückfälliger, hochgefährlicher Gewaltverbrecher wie Claude D. nicht lebenslang



Heftige Empörung: Mörder Claude D.

verwahrt werden kann? Die Antwort findet man beim Bundesgericht. Bereits in ihrem ersten Leiturteil 2013, als es um die lebenslängliche Verwahrung des Mörders eines sechzehnjährigen Au-pair-Mädchens ging, legten die Lausanner Richter die Latte sehr hoch. Der Mann hätte nach Auffassung der Aargauer Justiz lebenslang verwahrt werden sollen, weil er laut den konsultierten Psychiatern auf eine lange Frist von mindestens zwanzig Jahren nicht mit Erfolg therapiert werden könne. Doch die «lange Frist» genügte dem Bundesgericht nicht: Das Gesetz sei so zu verstehen, dass der Täter zu Lebzeiten keiner Behandlung zugänglich sei, sagte es und verwies auf entsprechende Aussagen in der Parlamentsdebatte.

In der Folge hob das Bundesgericht weitere lebenslängliche Verwahrungen auf, teils mit anderen Begründungen. 2015 etwa hiess es die Beschwerde eines Serienvergewaltigers aus Basel gut, der seit den siebziger Jahren zahlreiche Frauen missbraucht hatte. 2011 verging sich der Mann im offenen Strafvollzug an zwei Opfern, die er zuvor betäubt hatte. Die sexuelle

Integrität der Frauen sei nicht besonders schwer beeinträchtigt worden, so dass sich die lebenslange Verwahrung nicht rechtfertige, meinten die Bundesrichter.

Im neuesten Fall von Claude D. bemängelt das höchste Gericht, dass nur einer der beiden beigezogenen Sachverständigen die Auffassung vertreten habe, dass Claude D. dauerhaft nicht therapierbar sei. Schaut man sich die Gutachten an, ist das allerdings eine forsche Aussage. Beide Experten beurteilten den Mörder als sadistischen, hochgefährlichen Psychopathen. Während der erste Gutachter ihm eine auf Lebenszeit ungünstige Prognose ausstellte, war sein Berufskollege etwas zurückhaltender und wies darauf hin, dass die forensische Psychiatrie generell keine wissenschaftliche Basis habe, um lebenslange Therapieprognosen zu erstellen. Allerdings kam auch er zum Schluss, dass für Claude D. keine Behandlungsmöglichkeit denkbar sei. Die Risikofaktoren seien dermassen schwerwiegend und «von ihrer Natur her unveränderbar», dass es nicht vorstellbar sei, für Claude D. je eine positive Prognose zu erstellen. Das Waadtländer Kantonsgericht interpretierte dies so, dass der Mörder nach Ansicht beider Psychiater auf Dauer nicht behandelbar sei.

Anders das Bundesgericht: Beide Gutachten müssten «ausdrücklich» die lebenslange Unbehandelbarkeit festhalten, damit der Richter die Massnahme anordnen dürfe, sagt es. Das steht



Pascal Schmid.

Kritik kommt von Pascal Schmid, Präsident des Bezirksgerichts Weinfelden.

allerdings so nicht im Gesetz, und es steht auch nicht in den Materialien, im Gegenteil. Laut der Botschaft des Bundesrates dürfen sich die zwei Gutachten, die der Richter einzuholen hat, nicht «grundsätzlich widersprechen», sie müssen aber auch keineswegs in allen Fragen übereinstimmen. Die strengen Anforderungen, die das Bundesgericht nun statuiert und die den Spielraum der Gerichte deutlich einschränken, sind also wenig überzeugend.

Richter entscheiden, nicht Psychiater

Nicht alle sind denn auch mit der bundesgerichtlichen Rechtsprechung einverstanden. Kritik kommt etwa von Pascal Schmid, Präsident des Bezirksgerichts Weinfelden. Schmid hat 2010 die erste lebenslängliche Verwahrung ausgesprochen. Da der Täter das Urteil akzeptierte, ist sie die einzige, die bisher rechtskräftig geworden ist. Schmid hält sein Urteil gegen einen vorbestraften Prostituiertenmörder nach wie vor für «absolut richtig», wie er auf Anfrage sagt. Er hat den Eindruck, dass die Lausanner Richter das Gesetz einfach nicht anwenden wollten. Ohne zwingenden Grund hätten sie die Hürden so hoch angesetzt, dass die lebenslängliche Verwahrung kaum verhängt werden könne. Schmid stört sich namentlich daran, dass das Bundesgericht verlangt, beide Experten müssten die Nichttherapierbarkeit auf Lebenszeit prognostizieren. Diese Voraussetzung stehe so nicht im Gesetz. Vielmehr sei es am Richter, die Gutachten von Experten zu bewerten. Könne einer der Psychiater überzeugend darlegen, dass der Täter ein hoffnungsloser Fall sei, und sei der andere Sachverständige in seinem Urteil etwas zurückhaltender, so müsse dies reichen, findet Schmid: «Entscheiden und den Entscheid verantworten muss der Richter, nicht der Psychiater.»

Schaut man sich die bisherigen höchstgerichtlichen Urteile an, spürt man das Bemühen des Bundesgerichts, es auf keinen Fall zu einer lebenslänglichen Verwahrung kommen zu lassen. Möglicherweise handelt es so, um zu verhindern, dass dereinst ein Fall vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte landet und die Schweiz wegen ihres Verwahrungsrechts eventuell kritisiert wird.

Dennoch ist es unbefriedigend, wenn die Richter das Gesetz gegen Hochrisikotäter derart eng auslegen, dass es in der Praxis wirkungslos bleiben muss. Das oft gehörte Argument, dass gefährliche Delinquenten heute ohnehin kaum je wieder auf freien Fuss kämen, weil die bedingte Entlassung aus der lebenslänglichen Haft oder aus der normalen Verwahrung sehr restriktiv gehandhabt werde, mag daran wenig zu ändern. Die Gefahr der Manipulation bleibt, auch wenn sie klein ist. So sollte man nicht vergessen, dass es dem Psychopathen Claude D. bereits einmal gelungen ist, sich gegenüber den Behörden so harmlos zu geben, dass man ihm eine gute Prognose stellte und ihn in die Freiheit entliess. Kurze Zeit später traf er Marie. ○

Justiz

Wenn der Mörder straflos bleibt

Tötungsdelikte können heute noch nach Jahrzehnten aufgeklärt werden. Solche Taten sollten nicht mehr verjähren.

Von Philippe Weissenberger

Stellen Sie sich vor: Jemand aus Ihrem Umfeld wird umgebracht. Die Polizei kann den Täter trotz aller Bemühungen nicht ermitteln. Jahre später ergibt die DNA-Datenbank einen Treffer. Der Betroffene wird verhaftet. Er gesteht die Tat, und weitere Beweise können gegen ihn gesammelt werden. Gleichwohl muss er wieder auf freien Fuss gesetzt werden, weil die Strafverfolgung wegen Zeitablaufs nicht mehr möglich ist. Der Täter bleibt straflos.

Der geschilderte fiktive Sachverhalt ist keine theoretische Gedankenspielerlei. Die heute bei der Spurensuche zur Verfügung stehenden Mittel ermöglichen es, eine Person auch Jahrzehnte nach einer Tat in Verbindung mit einem Tatort beziehungsweise einer Tat zu bringen. Zudem kann der Faktor Zufall der Polizei in die Hände spielen, wie dies beispielsweise beim Fund der Tatwaffe im Mordfall Seewen rund zwanzig Jahre später der Fall war. Es ist deshalb immer wahrscheinlicher, dass einzelne Tötungsdelikte künftig selbst Jahrzehnte später aufgeklärt werden.

Zudem kann der Faktor Zufall der Polizei in die Hände spielen.

In der Schweiz können die meisten Straftaten nach einer gewissen Zeit nicht mehr verfolgt werden. Für Mord beträgt die Verjährungsfrist dreissig Jahre, für vorsätzliche Tötung grundsätzlich fünfzehn Jahre. Unverjährbarkeit ist nur für eine beschränkte Anzahl schwerster Delikte wie beispielsweise Völkermord, Kriegsverbrechen, Terrorismus und Sexualdelikte an Kindern vorgesehen.

Gefahr eines Irrtums

Die Verjährung begrenzt das Strafmonopol des Staates. Gleichzeitig folgt das Institut der Verjährung christlichen Werten wie jenen der Vergebung und des Vergessens; insoweit wird auch von der heilenden Kraft der Zeit gesprochen. Vor allem wird die Verjährung aber mit dem Argument verteidigt, dass sich eine Straftat mit der Zeit immer weniger verlässlich beweisen lässt und die Gefahr eines Justizirrtums stark zunimmt.

Diese Argumente greifen bei Tötungsdelikten freilich so nicht mehr. Bei derart schwerwiegenden Delikten kann der Staat die Tat nicht anstelle der Opfer beziehungsweise von deren Angehörigen vergeben und vergessen. Vielmehr kann er nur definieren, nach welchem Zeitablauf der staatliche Strafanspruch seine Berechtigung verliert. Wie erwähnt, ist es mit den heutigen forensischen Instrumenten und Fertigkeiten möglich, Tötungsdelikte noch lange Zeit nach der Tat aufzuklären. Zudem hat der Gesetzgeber mit den Verjährungsfristen von fünfzehn und dreissig Jahren zu Unrecht angenommen, dass die Gesellschaft die Tat nach so vielen Jahren verarbeitet habe. Das ist nicht ohne weiteres der Fall: Gewaltdelikte können die Gesellschaft weit länger erschüttern.

Der «Grosselternstest»

Aus den genannten Gründen verjährt Mord etwa in Deutschland nicht. Weshalb der schweizerische Gesetzgeber diesem Beispiel nicht gefolgt ist, verschliesst sich dem Betrachter. Spätestens bei der Umsetzung der Unverjährbarkeitsinitiative, bei der es um sexuelle Straftaten an Kindern ging, hätte er das Gesetz entsprechend ändern können. Indem er dies unterliess, hat er zudem stossende Ergebnisse in Kauf genommen. Dank der Unverjährbarkeitsinitiative ist etwa eine an einem Kind unter zwölf Jahren begangene Vergewaltigung unverjährbar. Tötet der Täter aber ein Kind, ohne dass es zu sexuellen Handlungen kommt, verjährt die Tat nach fünfzehn, spätestens dreissig Jahren.

Im Studium wurde uns noch der sogenannte «Grosselternstest» gelehrt. Damit war gemeint, dass eine juristische Fragestellung und deren Lösung auch für Laien verständlich sein sollten. Sonst sei entweder die Erläuterung unklar oder die dahinterstehende Logik holprig (oder beides). Ich bezweifle, dass die geltende Verjährungsregel bei Mord und vorsätzlicher Tötung diesen Test bestehen würde.



Philippe Weissenberger
ist Richter
am Bundesverwaltungsgericht.



Schleichwege und Nebelpetarden: CVP-Bundesrätin Leuthard, Parteipräsident Pfister.

Fürbitte in der Mitte

Das Udenkbare wird denkbar. Die CVP muss um ihren Bundesratsitz bangen. Doris Leuthard kann das mit einer Demission noch in diesem Jahr oder Anfang 2019 verhindern. Das ist das Kalkül ihrer ungewöhnlichen Rücktrittsankündigung. Von René Zeller

Gerhard Pfister wusste, worauf er sich einliess. 2016 hatte der Zuger CVP-Nationalrat den Walliser Christophe Darbellay im Parteipräsidium abgelöst. Der in Winterthur vollzogene Stabwechsel war ein Mutmacheranlass. Darbellay meinte zu seinem Nachfolger: «Es ist ein Verschleissjob, aber es ist schön.» Pfister seinerseits gab sich selbstbewusst: «Wir sind die einzig wahre Volkspartei und die einzige Zentrumsparterie.» Man werde den Kompass neu justieren (Projekt «CVP 2025»). Bereits im eidgenössischen Wahljahr 2019 müsse der Erfolg zurückkehren.

Doch die seitherigen Schlagzeilen, die Pfister um die Ohren fliegen, lassen Zweifel spriessen. Zur Legislaturhalbzeit bilanzierte das Online-Portal *Watson*: «Die CVP verliert überall, am stärksten in ihren katholischen Hochburgen.» Aus Freiburg vermeldete das deutschsprachige Lokalblatt: «Weiterer Rückschlag für die CVP». In der Ostschweiz eruierte die *NZZ* «Gründe für den CVP-Niedergang in St. Gallen».

«Wir halten die Schweiz zusammen»

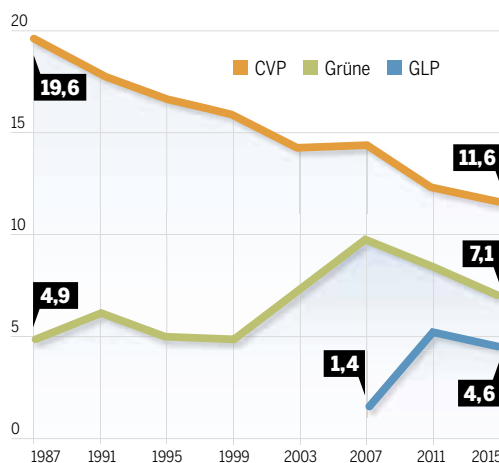
Was ist los mit der CVP? Selbsteinschätzung und Wählergunst klaffen auseinander. Während des «No Billag»-Abstimmungskampfes legte sich die CVP wacker ins Zeug, ihren Anspruch deklarierend, eine unentbehrliche Scharnierfunktion wahrzunehmen. Das Motto der Mittepartei lautet: «Wir halten die Schweiz zusammen.» Trotzdem laufen der CVP die Wähler davon. Neuste Eskalationsstufe: In den einstigen Sonderbundskantonen Nidwalden und Obwalden haben die Christ-

lichdemokraten Rückschläge erlitten. Im reformierten Zürich ist die dem katholischen Milieu entstammende Partei aus Exekutive und Stadtparlament eliminiert worden.

Die Wahlschläppen drücken aufs Gemüt. Der christlich-soziale Flügel flattert nervös. Die *Schweiz am Wochenende* machte publik, dass unter dem Namen «Christlich-Soziale Vereinigung (CSV)» eine neue Gruppierung gegründet werden soll. Der Solothurner CVP-Nationalrat Stefan Müller-Altermatt erklärt als designierter Präsident der CSV, der neue Verbund solle parteiintern ein Gegengewicht zum Wertkonservatismus bilden, der in den neuen CVP-Leitlinien formuliert worden ist. Eine Machtprobe

Öko-Parteien bedrängen CVP

Wähleranteile bei den Nationalratswahlen seit 1987, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Warnung vor der grünen Welle.

sei das aber nicht, betont Müller-Altermatt. Pfister sei über den Prozess von Beginn an informiert gewesen.

Alles in Minne also? Die Zürcher CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer gibt Pfisters neuem Kurs keinen Kredit. Der Präsident der Genfer CVP, Bertrand Buchs, will progressive Themen – Vaterschaftsurlaub, Lohngleichheit – voranstellen. Falls die Mutterpartei nicht folge, müsse man sich vielleicht trennen, wird in Genf orakelt. Für Pfister ist die Lage ungemütlich geworden. Dabei hätte der hart geforderte CVP-Präsident der Mittepartei parteiintern nicht primär Kritik, sondern Fürbitte nötig.

Noch rattert die Machtmaschine

So heterogen die CVP auch ist, sie bleibt eine machtbewusste Partei. Davon zeugen die zahlreichen Regierungsräte, welche die CVP stellt. Zurzeit sind es vierzig. Im Bundeshaus belegt die Zusammensetzung des Ständerats, dass Majorzwahlen eine Domäne der CVP sind. In der 46-köpfigen Kleinen Kammer besetzt die CVP mit 13 Sitzen die Spitzenposition. Demgegenüber kommt die Partei im 200-köpfigen Nationalrat bloss auf 27 Mandate, was Rang vier bedeutet.

Am Korpsgeist mangelt es nicht. In der «schwarzen Kapelle» kennt man sich, Pfründen werden in politischen Gremien, in Verwaltungsstuben und staatsnahen Betrieben weitgereicht – siehe *Post*, siehe *SRG*. Auch wenn der in den siebziger Jahren eingeleitete Mittelkurs schwer fassbar geblieben ist. Die CVP-Machtmaschine rattert immer noch.

Stärken und Schwächen der CVP bilden in der Summe ein instabiles Fundament. Wenn Pfister reüssieren will, muss er die CVP-Basis dringend stabilisieren. Noch in den achtziger Jahren erreichte die Partei einen gesamtschweizerischen Wähleranteil von über 20 Prozent. 2015 sank dieser auf 11,6 Prozent. Angesichts der Niederlagen, die seither in den Kantonen resultierten, ist ein Sinkflug auf unter 10 Prozent nicht mehr undenkbar. Doch wer Anspruch auf einen Sitz im Bundesrat erhebt, sollte einen zweistelligen Wähleranteil vorweisen.

Die C-Familie kennt auch hier Schleichwege. Am 13. Januar 1999 kündigten die CVP-Bundesräte Arnold Koller und Flavio Cotti ihren Rücktritt auf Ende April an. Die Spatzen pfften es von den Berner Dächern: Das Duo trat zu Beginn des Wahljahrs 1999 zurück, weil die CVP von der kometenhaft aufsteigenden SVP hart bedrängt wurde. Das parteitaktische Kalkül ermöglichte die Wahl von Joseph Deiss und Ruth Metzler. Nach den nationalen Wahlen 1999 wurde die CVP im Parteien-Ranking auf Position vier durchgereicht. Es vergingen nochmals vier Jahre, bis Ruth Metzler über die Klinge springen musste.

Jetzt hat Doris Leuthard einiges vorgekehrt, das an die Schlaumeierei von 1999 erinnert. Am Nationalfeiertag 2017 sprach die CVP-Übermutter fast beiläufig in ein Mikrofon des Schweizer Fernsehens: «Das ist sicher meine letzte Legislatur.» Diese ungewöhnliche Aussage – normalerweise melden Bundesräte ihre Demission nur einmal an – war kein spontaner Einfall. Leuthard will ihrer Partei eine Nachfolge sichern, die nicht mit Zähnen und Klauen erstritten werden muss. Das spricht dafür, dass Leuthard nicht erst ganz am Ende der laufenden Amtszeit abtreten wird, sondern früher. Gerhard Pfister sagte zwar vor kurzem in der NZZ: «Meinetwegen kann sie auch gerne

über 2019 hinaus im Bundesrat bleiben.» Das hört sich aber an, als zische eine Nebelpetarde.

Bäumles «Allianzmodelle»

Woher droht der CVP Gefahr? Vorbei sind die Zeiten, da die Mittepartei daran denken konnte, einen zweiten Bundesratssitz zurückzuerobern. Jetzt muss sie bestrebt sein, sich gegen die anrollende grüne Welle zu wappnen.

Die Grüne Partei hat schon mehrfach Bundesratsambitionen angemeldet. Als 2008 BDP-Bundesrat Samuel Schmid demissionierte, stellten die Grünen ihren Waadtländer Ständerat Luc Recordon als Kampfkandidaten gegen den SVP-Mann Ueli Maurer auf. Recordon reüssierte nicht. 2010 hielt die Solothurner Nationalrätin Brigit Wyss bei der Nachfolgeregelung für Hans-Rudolf Merz die grüne Fahne hoch. Gewählt wurde der Freisinnige Johann Schneider-Ammann. Das hinderte die Grünen nicht daran, im Wahljahr 2011 eine Namensliste zu präsentieren, auf der sechs potenzielle grüne Bundesratskandidaten figurierten: der Basler Regierungspräsident Guy Morin, die Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli, die Zürcher Stadträtin Ruth Genner, der Berner Erziehungsdirektor Bernhard Pulver, der frühere Zuger Regierungsrat Hanspeter Uster und der Genfer Ständerat Robert Cramer. Nach den Parlamentswahlen war die Liste Makulatur.

In den eidgenössischen Wahlen 2015 haben die Grünen einen Wähleranteil von 7,1 Prozent erzielt, was einem Taucher gleichkam. Doch man täusche sich nicht. Die Öko-Partei hat wieder Tritt gefasst, in den kantonalen Wahlen seit 2015 ist ein steiler Aufwärtstrend erkennbar. Nationalrat Balthasar Glättli, Chef der grünen Bundeshausfraktion, will deshalb 2019 im Bundesparlament zu den Gewinnern zählen. In diesem Fall «werden wir gegebenenfalls mit einer Kampfkandidatur antreten», kündigt Glättli an. Nötigenfalls würden die Grünen

auch gegen eine im Lauf der Legislatur gewählte Magistratsperson antreten. Glättli erinnert daran, dass sich die Grünen schon wiederholt gegen «taktische Rückritte» während einer laufenden Amtszeit ausgesprochen hätten. Im Übrigen richtet sich die grüne Drohkulisse laut dem Fraktionschef nicht nur gegen die CVP. Momentan hätten die Grünen «arithmetisch eher Anrecht auf einen Sitz im Bundesrat als die FDP auf zwei Sitze».

Nicht zu vergessen sind die Grünliberalen. 2014 hatte der damalige Parteipräsident Martin Bäumle Gedankenspiele über eine Öko-Allianz formuliert. Grüne und Grünliberale hätten zusammen «mehr als genug Wähler», um den Anspruch auf einen Bundesratssitz einzufordern, rechnete Bäumle in der Zeitung *Blick* vor. «Darum sind solche Allianzmodelle für uns interessant.» Der neue Präsident der Grünliberalen, Jürg Grossen, gibt sich auf Anfrage weniger offensiv, zumal mit der heutigen Sitzverteilung in National- und Ständerat der CVP-Anspruch auf einen Bundesratssitz unbestritten sei. Wenn allerdings 2019 die CVP markant verlieren und gleichzeitig Grüne und Grünliberale zulegen würden, dann «müsste die Zusammensetzung des Bundesrats diskutiert werden», stellt Grossen in Aussicht.

Einsamer Kämpfer

Das Parteipräsidium ist ein Verschleissjob. Der neue CVP-Frontmann tourt gleich einem Duracell-Hasen durch Säle, Redaktionstuben und Fernsehstudios des Landes. Er agiert als leidlicher Krisenmanager (Affäre Buttet, Affäre Postauto), wirkt aber zunehmend als einsamer Kämpfer, der seine Partei aus dem Sumpf ziehen muss. Wenn es dem rhetorisch beschlagene, parteitaktisch flinken und streitbaren Zuger nicht gelingen sollte, die CVP zu retten: wem dann? ○

FEINS VOM DORF

Feins aus der Ferne – Kräuter vom Dorf.

Olivenveredlerin Regula Wyss ist eine von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Für ihre marinierten Oliven, Tapenaden, eingelegten Tomaten oder Feta verwendet sie frische Kräuter und Gewürze aus der Gegend. Ihre Delikatessen sind im Volg Arch (BE) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

Volg... Im Dorf daheim.
In Arch zuhause.

© swisspress BHM 17/2022

brandinghouse



Bruderduell: Nationalrat Pardini (SP).



Politik gestalten? Nationalrat Campell (BDP).



Harter Kern: Nationalrätin Markwalder (FDP).

Eine schrecklich nette Familie

Club Méditerranée im Bundeshaus: Apéros, Jassen, Golfen, Skifahren, Tschutten, Turnen und Musizieren – es gibt ein grosses Bedürfnis der Parlamentarier nach gemeinsamen Aktivitäten.

Von Hubert Mooser

Der Luzerner Nationalrat Felix Müri (SVP) steht jedes Jahr vor dem gleichen Dilemma: «Wie komme ich mit dem Jassturnier für Parlamentarier am Golfturnier für Parlamentarier vorbei?» Beides findet in der Junisession, also vor der Sommerpause, statt. Um sich nicht gegenseitig zu konkurrieren, haben die Golfspieler Müri wiederholt gebeten, das Jassturnier auf den Winter zu verlegen: Jassen könne man ja auch im Winter, Golfen nicht. Aber Müri wird dennoch auch in diesem Jahr sein Jassturnier im Juni durchführen, Golf hin oder her.

Natürlich kann man sich nun fragen: Was um alles in der Welt haben Jassen und Golfspielen mit dem Bundesparlament zu tun? Schon von klein auf lernt man schliesslich in der Schule, dass im Bundeshaus Politik gestaltet wird. Doch das ist eben nur die halbe Wahrheit.

Brunner und Landolt klopfen einen Jass

Ein umfassendes Unterhaltungsprogramm sorgt dafür, dass sich die Politiker in Bern wohl fühlen – als wäre das Bundeshaus ein Ferienclub wie der Club Méditerranée. Nebst den regelmässig und aus unterschiedlichsten Gründen stattfindenden Apéros während der Sessionen gibt es andere gemeinsame Aktivitäten wie das erwähnte parlamentarische Jassturnier, bei dem sich Apéro und Jassen schön kom-

binieren lassen. Austragungsort ist die «Schmiedstube» in Bern. Laut Müri nehmen zwanzig bis vierzig Parlamentarier aus allen politischen Lagern daran teil. «Das Interesse ist also gross», sagt er. Da sitzen sie dann friedlich beieinander, der BDP-Präsident Martin Landolt, der die SVP und deren Rhetorik in die Nähe der Nationalsozialisten rückte, und der frühere SVP-Präsident Toni Brunner, und klopfen brav einen Schieber. Landolt gewann 2010 das Turnier, Müri 2015. Im letzten Jahr siegte CVP-Nationalrat Jean-Paul Gschwind aus dem Jura.

Eine exklusive Gruppe bilden die Golfspieler. Der Captain des Golfteams ist der ewige Parlamentarier Maximilian Reimann, der für die SVP seit über dreissig Jahren in Bern sitzt.

«Wir laden auch Bundesrichter, Diplomaten, Amtsdirektoren und Leute aus der Wirtschaft ein.»

Jeweils in der letzten Woche der Junisession, am Dienstagnachmittag, steht ein grosses Turnier in Payerne auf der Agenda. «Wir laden hier auch Bundesrichter, Diplomaten, Amtsdirektoren und Leute aus der Wirtschaft ein», sagt Reimann. Ob die Staatsfunktionäre und Bundesrichter dies als Arbeitszeit oder als Freizeit deklarieren und ob die aktiven Politi-

ker für den Dienstagnachmittag Sitzungsgelder kassieren, ist nicht klar.

In der dritten Woche der Herbstsession messen sich die Golf-Parlamentarier in Münchenbuchsee ein weiteres Mal. Im Juli nehmen sie ausserdem an einem Golfturnier europäischer Parlamentarier in Brüssel teil. «Wir stellen den aktuellen Europameister mit alt Nationalrat Pierre Savary», sagt Reimann voller Stolz. Savary wird in diesem Jahr 78 Jahre alt. Zu den angefressenen Golfspielern gehören auch Politiker wie die FDP-Ständeräte Ruedi Noser (ZH) und Hans Wicki (NW). Die Devise des Golfteams lautet: «Mitmachen kommt vor Gewinnen», so Reimann – diesen Eindruck hat man manchmal auch von einigen Parlamentariern in politischen Belangen.

Nussbaumer kann singen

Verglichen mit dem Golfteam und den Jassern des Parlamentes, ist der FC Nationalrat fast schon eine Institution.

Im zweiten Stock des Parlamentsgebäudes gibt es eine Vitrine mit den Pokalen, die das Team bisher gewonnen hat. Bekannte Nationalräte wie Toni Bortoluzzi (SVP) oder SP-Fraktionschefin Hildegard Fässler (SP) trugen die Farben. Zur aktuellen Garde gehört etwa der Berner SP-Politiker Corrado Pardini, der im Mittelfeld seinen bürgerlichen Mitspie-

lern die Bälle serviert – und im Parlament den Mannschaftskollegen die Argumente um die Ohren schlägt.

Der Name FC Nationalrat ist etwas verwirrend. Es dürfen nämlich auch Ständeräte mitspielen wie der parteilose Thomas Minder, der Schaffhauser SVP-Ständerat Hannes Germann oder der Luzerner Ständeherr Damian Müller (FDP). Nationalrätinnen und Ständerätinnen dürfen nur dann mitspielen, wenn in der gegnerischen Mannschaft ebenfalls Frauen spielen.

Was bringt einen Vertreter des rechten Lagers wie CVP-Politiker Fabio Regazzi dazu, unter der Regie eines Linken wie Mannschaftskapitän Eric Nussbaumer einem Ball nachzurennen? Der Team-Captain sagt stellvertretend für die Mannschaft: «Wir haben alle gerne Fussball. Und wir sind zwölf Wochen im Jahr in Bern. Also spielen wir auch hier Fussball», sagt er. Gespielt wird jeweils während der Session, am Dienstagabend. Diese Woche ging es gegen den FC Grossrat Luzern. Es kam zu einem Bruderduell – zwischen Nationalrat Corrado Pardini und dem Luzerner Grossrat Giorgio Pardini.

Nussbaumer kann nicht bloss Fussball spielen, er kann auch gut singen. Jedenfalls engagiert sich der Baselbieter mitunter auch als Sänger in der Bundeshaus-Band, die der Appenzeller Ständerat Andrea Caroni (FDP) ins Leben gerufen hat. Caroni sagt dazu: «Musik ist mein Hobby. Ich bin leidenschaftlicher Musiker, seit 1989 Schlagzeuger, in unzähligen Bands inklusive Militärmusik, und habe bei der Wahl 2011 realisiert, dass ich keine Zeit mehr haben werde für regelmässige Formationen.» Vielen Parlamentariern gehe es gleich. Die Bundeshaus-Band sei eine Möglichkeit, «unser Hobby trotz politischer Verpflichtungen ein wenig weiterzupflegen». Es gibt eine Liste mit fünfzig Namen, zum harten Kern gehören Caroni als Schlagzeuger, Christa Markwalder am Cello, Luzi Stamm am Piano, Stefan Müller-Altermatt bläst das Horn, Balthasar Glättli spielt Geige, Thomas Weibel Flöte. Im Chor singen Politikerinnen wie die SVP-Nationalrätin Yvette Estermann. Die Band hatte letzthin einen Auftritt bei der Bundespräsidentenfeier von Alain Berset.

Parlamentarische Damensportgruppe

Eine Hockeymannschaft gibt es noch nicht, weil Politiker sich nicht gerne aufs Glatteis wagen, wie Corrado Pardini scherzt. Aber es gibt eine parlamentarische Damensportgruppe, die sich mit Zumba und Jogging fit hält. Es gibt ein Parlamentarier-Skirennen. Und ach ja, während der Session treffen sich gegen zwanzig Nationalräte regelmässig zum gemeinsamen Gebet. Apéros, Jassen, Turnen, Fussballspielen, Beten und Musizieren – bei so vielen gemeinsamen Lageraktivitäten bleibt zu hoffen, dass der politische Kampfgeist im Parlament nicht ganz flöten geht.

Fussball

Ein Berner Traum

Am Wochenende feiert der BSC Young Boys das 120-Jahr-Jubiläum. Dass man wohl bald Meister wird, will man in Bern noch nicht so richtig wahrhaben. *Von Fabian Ruch*

YB wird also tatsächlich Meister. Wobei: Genau genommen ist YB ja schon Meister! Verfolger Basel ist kein Rivale mehr, er verliert Heimspiele, trifft das Tor kaum, fällt dafür auf dem Transfermarkt kuriose Entscheidungen. Beim FC Basel geht in der Meisterschaft nichts mehr. Sogar der Strom im St.-Jakob-Park fällt aus. Als wolle man den Zuschauern das Gekicke nicht zumuten.

YB dagegen fliegt. Und siegt. Und strahlt Glanz aus. Was für tolle Figuren! Der smarte Trainer Adi Hütter. Der bodenständige und anständige Sportchef Christoph Spycher. Der strenge Abwehrrecke Steve von Bergen und der lockere Filou Guillaume Hoarau. Feinlinksfuss Miralem Sulejmani ist viel zu brillant für die Super League. Und dann erst all die Jungen, die für Dutzende Millionen Franken ins Ausland verkauft werden können. Wie Kasim Nuhu, Kevin Mbabu, Roger Assalé, Djibril Sow. Die vielen afrikanischstämmigen Fussballer stehen auch für die Multikulti-Gesellschaft 2018 in der Schweiz.

Man reibt sich in Bern manchmal die Augen und fragt: Ist das der gleiche Klub, der vor eineinhalb Jahren nach internen Zerwürfnissen mal wieder schwer geschlagen am Boden lag? Damals musste unter anderem der eigenartige Verwaltungsrat Urs Siegenthaler gehen. Der Chefscout des deutschen Weltmeistertrainers Joachim Löw ist einer von vielen prominenten Fussballmenschen, die im Stade de Suisse gescheitert sind. Die Besitzer Andy und Hansueli Rihs haben Dutzende Millionen verlorcht, sie haben die Strategie in den letzten dreizehn Jahren gewechselt wie die Farben ihrer Socken, mal geklotzt und mal gespart, mal geträumt und mal geflucht. Am Ende jubelte Basel. Und in Bern zahlten die bedauernswerten Brüder die Rechnungen.

Seltene Harmonie

Seit Herbst 2016 ist das anders. Seit Christoph Spycher den Kurs bestimmt, geht es mit YB steil aufwärts. Sportlich, wirtschaftlich, stimmungs-

mässig. Spychers Wirken und Wesen ist ein Segen in einer Branche, die von Lautsprechern geprägt wird, von verrückten Figuren wie Sions Präsidenten und Trainerfresser Christian Constantin. Spycher ist anders. Er ist normal und geerdet, er schenkt seinen Angestellten Vertrauen, fördert die Harmonie im Betrieb und die Glaubwürdigkeit im Publikum.

Kommt die Euphorie noch?

Am Wochenende feierte YB das 120-Jahre-Jubiläum. Elfmal ist der Klub Meister geworden seit 1898, in den letzten 58 Jahren allerdings nur einmal. Auch die Zeitzeugen des Titels 1986 sind älter geworden, die Erinnerungen verblassen, die letzten gelb-schwarzen Meisterkicker sind immer noch gefragte Gesprächspartner, ihre Interviews garniert mit schwarzweissen Bildern. An der legendären Titelparty vor 32 Jahren im Boccia-Hüsli hinter dem Wankdorfstadion selig waren vielleicht fünfzig Personen dabei. Wenn aber jeder, der sagt, dabei gewesen zu sein, dabei gewesen wäre, hätte man beinahe das alte Stadion füllen können.

So ist das im gemütlichen Bern. Die Euphorie kommt meist später. Auch diesmal hat sie rund um YB trotz überragenden Leistungen und phänomenaler Siegesserie noch nicht voll eingesetzt, die Zuschauerzahlen sind eher bescheiden. Es ist

ja auch alles so unwirklich. Kommt da kein Zittern mehr und kein Leiden, wie bei den vielen zweiten Plätzen zuletzt, den verlorenen Cupfinals gegen Sion seit dem letzten Sieg 1987, den Niederlagen in den Finalissimas gegen Basel? Meister werden ist ja so einfach. Cup-sieger werden auch gleich noch. Finalgegner FCZ hat den Kunstrasen in Bern als Ausrede ja bereits hervorgebracht, lange vor Anpfiff.

Hat jemand gesagt, 100 000 Menschen am Umzug des Meister und Cupsiegers Ende Saison in Bern seien eine übertriebene Prognose?

Fabian Ruch ist Sportjournalist und begleitet YB seit fünfzehn Jahren für die *Berner Zeitung*.



Sportchef Christoph Spycher.

Seit Spycher den Kurs bestimmt, geht es mit YB steil aufwärts – sportlich, wirtschaftlich, stimmungsmässig.

«Wie ein Rockstar begrüsst»

Der Auftritt von Steve Bannon am «Free Speech Summit» der *Weltwoche* stiess auf enormes Interesse. Lokalpresse und Weltmedien berichteten aus Zürich.

Auf Einladung der *Weltwoche* ist der amerikanische Politaktivist Steve Bannon am Dienstag letzter Woche in der Halle 622 in Zürich Oerlikon aufgetreten. Das Interesse an Donald Trumps ehemaligem Wahlkampfchef und Chefstrategen im Weissen Haus war riesig. Der Anlass war praktisch über Nacht ausverkauft. 1500 Zuschauer wohnten Bannons erstem öffentlichem Auftritt in Europa bei. Über siebzig Journalisten aus Europa und den USA berichteten über den Anlass, der von Verleger und Chefredaktor Roger Köppel moderiert wurde. Hier eine Auswahl des Medienechos.

TIME «Steve Bannon bringt Trumpismus nach Europa und wird wie ein Rockstar begrüsst [...] Das Publikum verehrte ihn. Sie hatten teures Geld bezahlt, um ihn in Fleisch und Blut zu sehen, um sein «Charisma» zu spüren und seinen «richtig rauen Stil», wie sich ein Zuschauer ausdrückte, der in der langen Schlange vor dem Eingang anstand.»

Newsweek «Auf einer Konferenz, organisiert von der konservativen Wochenzeitung *Die Weltwoche*, schwärmte er [Steve Bannon, Anm. d. Red.] vom Potenzial der Kryptowährung für die populistische Bewegung.»

The New York Times «In Vorbereitung auf die Rede in Zürich [...], sagte Bannon, habe er die Stadt Zug besucht, die wegen ihrer boomenden Kryptowährungs-Industrie auch Crypto Valley genannt wird. Er war beeindruckt.»

POLITICO «Während seiner rund halbstündigen Rede präsentierte Bannon, unrasiert und in zerknitterter Khakihose, dunklem Hemd und Blazer, eine dystopische Einschätzung der modernen Gesellschaft, welche von einer «permanenten politischen Klasse» verklärt worden sei. «Das Geschäft der Zentralbanken besteht darin, Ihre Währung zu entwerten», warnte er [...] Danach gefragt, ob er noch mit Trump spreche («... if he's still on speaking terms with Trump»), witzelte Bannon: «Meine Ohren stehen auf Empfang» (I'm on listening terms).»



«Auf die Frage des Moderators Roger Köppel, ob er ein Rassist sei, sagte Bannon, er habe «nie irgendetwas Rassistisches gesagt. Hillary Clinton war die Erste, die mich einen weissen Nationalisten und Sexisten und Rassisten genannt hat.» [...] «Es gibt einen guten Grund, warum ich diese Rede in der Schweiz halte», fügte Bannon an. Er verwies auf den populistischen Politiker Christoph Blocher und zollte ihm Lob für die wirtschaftliche Stabilität des Landes [...] «Ihr seid das freieste und reichste Land in Europa.»»

THE IRISH TIMES «Die neue Konzerthalle im Zürcher Kreis 11 ist eher der Ort, wo man einem Sänger einer ehemaligen Boy-Band als einem ehemaligen politischen Schwergewicht beim Schmieden einer neuen Solokarriere beiwohnen würde [...] Das Schweizer Publikum war geschmeichelt, zu vernehmen, dass es ein Leuchtturm für die Welt sei, indem es die EU ablehne, war aber weniger erpicht darauf, sich einen gewalttätigen Zusammenprall zwischen politischen Bewegungen in der nahen Zukunft vorzustellen.»



«Stephen K. Bannon nahm Zürich im Sturm [...] Während Tagen war Bannon Stadtgespräch gewesen, er tauchte immer wieder als Nummer eins im Schweizer Twitter-Verkehr auf und löste sogar einen von Sozialisten organisierten Protest aus, worauf 200 Polizisten in Kampfmontur aufgebeten werden mussten.»

OBJEKTIV «Steve Bannon: Es ist nicht vorbei, es ist erst der Anfang – die Geschichte ist auf unserer Seite!»
(*Objektiv, Estland*)



«Was wirklich in ihm steckt, eröffnet sich dem Zuhörer, wenn er spricht. Sympathisch, humorvoll, einnehmend redet er rund dreissig Minuten auf diesem «Free Speech Summit» [...] Bannons Botschaft fällt auf fruchtbaren Boden. Das «System», wie es jetzt sei, könne so nicht fortbestehen. Es werde eine populistische nationalistische Revolte geben und auch Unruhen. Das liege daran, dass die arbeitende Bevölkerung, verunglimpft als «deplorables» (Beklagenswerte), nicht mehr dazu bereit sei, sich von der «permanenten politi-

schen Klasse» unterbuttern zu lassen. In Bannons düsterer Weltsicht ist diese Revolte dringend notwendig, ansonsten drohe ein «Marxismus», der alles zerstören werde, wofür die Mittelschicht geschuftet habe.»



«Überhaupt entspricht sein Erscheinungsbild nicht dem Klischee des ultrakonservativen Ordnungsfanatikers. Mit seinen langen Haaren, seiner legeren Kleidung und seiner betont unstrammen Haltung erinnert er eher an einen Postachtundsechziger. Aber so weit sind seine Ansichten von denen der Achtundsechziger in Wahrheit ja auch gar nicht entfernt. Den umstürzlerischen Furor gegen «das Establishment» und das von den Bedürfnissen des arbeitenden Volkes abgehobene internationale Finanzkapital – den haben wir doch schon einmal gehört.»



«Nicht zuletzt lobte Bannon die direkte Demokratie in der Schweiz und vor allem das EWR-Nein der Schweizer im Jahr 1992. Dabei erwähnte er Christoph Blocher, der als einer der allerersten Politiker gegen das Polit-Establishment und für die Souveränität seines Landes gekämpft habe. «Blocher war Trump vor Trump», sagte Bannon. Das EWR-Nein sei ein gutes Beispiel für die populistische Revolte.»



«In Bezug auf den Freihandel unterstützt Bannon US-Präsident Trump, der Importzölle auf Stahl und Aluminium angekündigt hat. Der Handel solle nicht, wie in der Vergangenheit, heimische Arbeiter und Familien zerstören, indem man Firmen und Arbeitsplätze ins Ausland verlegt. Das drücke die Gehälter weiter nach unten und schade der Wirtschaft, sagte er.»



«Die Schweiz sei bei diesen neuen Technologien geradezu fortschrittlich unterwegs, so Bannon. «Kryptowährungen werden die neue Währung für eine ganze Volksbewegung sein. Kryptowährungen werden Unternehmen und Regierungen dazu befähigen, von den Zentralbanken wegzukommen, die jede Form von Sparsamkeit, Effizienz und Produktivität im Keime ersticken», sagte Bannon. Er



«Erinnert eher an einen Post-Achtundsechziger»: Steve Bannon am 6. März in Zürich.



Weltwoche-«Free Speech Summit» mit Bannon und Roger Köppel auf CNBC ...



... und auf CNN.

liegt mit seinen Äusserungen klar auf der Linie libertärer Kryptowährungsbefürworter, die alles daran setzen, die Macht des Staates und von Monopolunternehmen zu brechen.»



«Seine Mission in Europa: den Widerstand populistischer Bewegungen gegen das Establishment unterstützen, Populisten aus unterschiedlichen Ländern vernetzen [...] Schwierige Zeiten in Europa, die politische Klasse unter Druck, Steve Bannon und die seinen wollen das für ihre Zwecke nutzen.»



«Es war Bannons erster Auftritt in Europa – doch der sollte klarmachen: Steve Bannon ist schon lange hier. Alle populistischen Bewegungen, egal, ob in Italien, Ungarn, Polen oder der Schweiz, gehörten doch zusammen, fand Bannon.»



«Aufschlussreich war der fünfviertelstündige Auftritt gleichwohl, denn der 64-jährige frühere Investmentbanker entpuppte sich dabei als Mann von hoher rhetorischer Feuerkraft, aber recht beschränktem intellektuellem Kaliber. So berechtigt seine Klage über die negativen Begleiterscheinungen der Globalisierung ist, so wirt wirken viele seiner Ideen.»



«Steve Bannon sagt, er sei hier, um zu lernen. Aber er schreckt nicht vor einer harten Sprache zurück. Nach ihm gibt es derzeit eine populistische Rebellion in Europa, die man mit der Französischen Revolution vergleichen kann.» (Het Laatste Nieuws, Belgien)



«Donald Trumps ehemaliger Präsidentschaftsberater sagte an einer Veranstaltung in Zürich über

den ungarischen Premierminister: «Viktor Orbán ist ein Mann der Prinzipien.» (888.hu, Ungarn)



«Brüssel müsse nun anfangen, zuzuhören und Veränderungen einzuführen, sonst sei die Zukunft der EU ungewiss, sagte er. Die Politiker in Brüssel könnten nicht weiter Migranten in die Union lassen und dabei zusehen, wie sich die Menschen in Italien mit dem Problem zurechtfinden müssen.»



«Es ist erstaunlich, dass Bannon seinen ehemaligen Chef trotz der Verwerfungen des letzten Jahres immer noch verteidigt und als grossen Politiker bezeichnet. Der 64-Jährige verriet auch, dass Trump selber twitterte und zwei seiner drei Töchter die Demokraten wählen würden. Bannon wurde bei seinem neunzigminütigen Anlass immer wieder von tosendem Applaus unterbrochen.»

Schweizerische Selbstbedienung

Die SBB sollen als Aktiengesellschaft des Bundes die Interessen der Steuerzahler und Kunden verfolgen. Zum Zuge kommen aber eher das Management und andere Interessengruppen.

Von Beat Gygi

Die Billettautomaten der SBB sind an vielen Bahnhöfen so kompliziert zu bedienen, dass man für das Lösen der Fahrkarte fünf Minuten Reserve einplanen muss. Dass die programmierten Gedankenschritte fast unverständlich sind, ist aber nicht nur ein Nachteil, sondern erinnert Kunden und Steuerzahler unwillkürlich daran, dass Geschäfte und Finanzen der ganzen SBB schwierig zu überblicken sind. Wie bei der Post und bei der SRG müssen Kunden und Steuerzahler also wachsam sein, damit sie nicht übervorteilt werden. Noch ist in frischer Erinnerung, wie bei der Postauto AG zum Erstaunen der ganzen Öffentlichkeit plötzlich zum Vorschein kam, dass im subventionierten Regionalverkehr während Jahren Bundeszuschüsse in falsche Kanäle abgezweigt worden sind. Seit der Offenlegung der fehlgeleiteten Millionen steht die Frage im Raum, wie gut der Umgang mit öffentlichen Mitteln in anderen Teilen der Bundesverwaltung überwacht wird.

Übervorteilungen der Steuerzahler

Sogleich kommt einem der Gedanke: Wer ist noch im gleichen Gebiet tätig wie die Postauto AG? Es sind die SBB, die auf ihren Linien ebenfalls einen regionalen Personenverkehr betreiben, der durch öffentliche Mittel subventioniert wird. Und tatsächlich kam die Zeitschrift *Boabachter* am Dienstag mit dem Vorwurf an die Öffentlichkeit, die SBB habe durch ihre frühere Einheit der Bahnpolizei versteckte Gewinne gemacht, die auf Kosten der Abgeltungen im regionalen Personenverkehr gingen. Die SBB wiesen die Vorwürfe zurück. Wie beim Postauto AG spielt das Bundesamt für Verkehr (BAV) aus dem Departement für Umwelt, Verkehr, Energie, und Kommunikation (Uvek) von Bundesrätin Doris Leuthard als Ansprechstelle, Auftraggeber und Überwacher eine zentrale Rolle. Das Angebot im regionalen Personenverkehr für Linien mit Erschliessungsfunktion wird gemäss Personenbeförderungsgesetz durch die öffentliche Hand, also durch Bund und Kantone, bestellt. Jene Kosten, die durch die Reisenden nicht gedeckt werden, werden in Form von Abgeltungen vergütet.

Bei der Errechnung dieser Defizite, die von der öffentlichen Hand zu decken sind, muss sich die Bundesverwaltung notgedrungen auf die Informationen der Transportunternehmen und damit die eingereichten Offerten stützen, in denen die geplanten Kosten und die erwarteten Erlöse aus dem Ticketverkauf dargelegt werden. Nach der Bereinigung der Offerten

schliessen die Besteller mit den Transportunternehmen entsprechende Angebotsvereinbarungen ab. Laut Angaben des BAV hat der Bund im Jahr 2017 mit der SBB AG 20 Vereinbarungen abgeschlossen, wobei die Verträge jeweils mehrere Linien umfassen. So enthielt etwa die Vereinbarung mit den SBB über die S-Bahn Zürich 48 Linien. Im gleichen Jahr sind mit der Postauto AG 25 Vereinbarungen abgeschlossen worden – die sich im Nachhinein dann eben als Übervorteilungen der Steuerzahler und Kunden herausstellten.

Mit Blick auf die Postauto-Affäre beteuerte das BAV kürzlich, dass in jedem einzelnen Fall die Offerten vorgängig überprüft und die ungedeckten Kosten plausibilisiert worden seien. Die Prüfung der Offerten ist mit fünfzehn Stellen dotiert, hinzu kommen vier Personen in der nachgelagerten Revision. Für das BAV, so dessen Sicht, sei im Rahmen der ordentlichen Rechnungsgenehmigung nicht erkennbar gewesen, dass der Betrieb der Postauto-Linien wegen überhöhter Offerten beträchtliche versteckte Gewinne ermöglicht habe. All dies geschah vor dem Hintergrund, dass die Revisionsabteilung des BAV periodisch



Gestaltung von Quartieren: Projekt «HB Nord».

vertiefte Prüfungen vornimmt, bei denen die Postauto AG alle zwei Jahre und die SBB sogar jedes Jahr unter die Lupe genommen werden.

Befugnis zum Ausfransen

Was ändert sich nun allenfalls mit Blick auf die SBB nach der Entdeckung der unwahren Kostenangaben und fehlgeleiteten Staatsgelder bei der Postauto AG? Die Antwort auf diese Frage ist laut dem BAV Bestandteil der laufenden Arbeiten im Nachgang zum Revisions-

bericht zu den Gewinnen bei der Postauto AG. Das Amt prüfe allfällige Änderungen und/oder Verbesserungen der Kontrolltätigkeit im regionalen Personenverkehr. Dies ist ein anspruchsvolles Ziel, wenn man bedenkt, dass der Betreiber einer Verkehrslinie unzählige Möglichkeiten hat, die Rentabilität seines Geschäfts schlechter und damit den Subventionsbedarf höher erscheinen zu lassen.

Zugleich muss man sagen: Der regionale Personenverkehr ist nur ein kleiner Teil der SBB. Die SBB erbringen laut gesetzlichem Auftrag «als Kernaufgabe Dienstleistungen im öffentlichen Verkehr, namentlich in der Bereitstellung der Infrastruktur, im Personenfernverkehr, im regionalen Personenverkehr und im Güterverkehr sowie in den damit zusammenhängenden Bereichen». Besonders brisant ist der Hinweis auf die «damit zusammenhängenden Bereiche», die SBB erhalten nämlich die Befugnis, alle Rechtsgeschäfte zu tätigen, die mit dem Zweck des Unternehmens direkt oder indirekt zu tun haben oder diesen fördern. Das Unternehmen kann etwa Grundstücke und Anlagen kaufen, verwalten und verkaufen. Es ist, salopp gesagt, eine Befugnis zum Ausfransen in andere Geschäftsgebiete.

Spielraum für politische Vorlieben

Angefügt wird zwar die Vorgabe, dass das Unternehmen nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen zu führen sei, dass die Eisenbahninfrastruktur in gutem Zustand zu erhalten und den Erfordernissen des Verkehrs und dem Stand der Technik anzupassen sei – aber das ist schwierig überprüfbar und durchsetzbar, wenn die SBB als einsamer Riese im Land weitgehend nach ihren Vorlieben schalten und walten können, ohne dass die Konkurrenz sie ernsthaft in die Schranken weist. Die Konzernspitze mit Verwaltungsratspräsidentin Monika Ribar und CEO Andreas Meyer sagt es diplomatischer: «Eine SBB für vier Märkte».

Gemeint ist damit ein Unternehmen, das mit seinen vier Divisionen Personenverkehr, Güterverkehr (SBB Cargo), Infrastruktur und Immobilien quasi die Schweiz abdeckt – oder anders gesagt: so viel als möglich vom Schweizer Schienennetz selber in der Hand hält und die dafür notwendigen Anlagen, Gebäude und Flächen in einem Umfang bereitstellt, dass sich keine Konkurrenten auf diesem Terrain breit machen können. Das Motto der SBB-Führung lautet: «Selber machen». Man will das Bahnverkehrsnetz in der Schweiz möglichst nicht aufreissen



Verkauft und zurückgemietet: neuer Hauptsitz der SBB in Bern.

lassen, also Konkurrenten wie der BLS oder Bussen nicht zu viel Raum geben und das Frachtgeschäft Cargo nur wenig für Dritte öffnen. Dahinter steht die Haltung: Das Schweizer Bahnsystem ist wie ein Uhrwerk, das allzu leicht ins Stocken geraten kann, sobald man fremde Federn und Hebel damit kombinieren will. Nochmals anders ausgedrückt: Die SBB sind zwar eine Aktiengesellschaft, aber alleiniger Aktionär ist der Bund, also wird der Riese hauptsächlich durch Verwaltung und Politik, weniger durch Märkte gesteuert.

«Autoarmes Wohnen»

Das Immobiliengeschäft bietet besonders grossen Spielraum für politische Spiele. Im Fall des Projekts «Neugasse Zürich» tritt die Konzernführung wie ein Planer auf: «Wo heute das Reparaturzentrum der SBB steht, entsteht morgen ein neues Stück Stadt, mitten in Zürich, mitten im Kreis 5.» Drei Viertel der Fläche seien fürs Wohnen bestimmt, ein Viertel für Gewerbe, Dienstleistungen, Freiräume und öffentliche Nutzungen. Ein Drittel der Wohnungen sei im gemeinnützigen Segment. Zudem würden die Vorgaben der 2000-Watt-Gesellschaft umgesetzt, Velo- und Fussverkehr gefördert und die Autoparkplätze gemäss dem Konzept «autoarmes Wohnen» reduziert. Zusammen mit Bevölkerung, Politik und Verwaltung soll dieses Vorhaben entwickelt werden. Der Widerstand meldet sich auch schon: Die kürzlich vorgestellte Initiative «Noigass» verlangt, dass die Stadt oder Genossenschaften das Neugasse-Areal den SBB abkaufen, um darauf gemeinnützige Wohnungen zu erstellen. Ihr Schlachtruf: «Eine Europaallee genügt.» Die Europaallee beim Hauptbahnhof ist ein Immobilienprojekt der SBB in Zürich, bei dem eine rentable Entwicklung der Liegenschaften gesucht wurde, um die SBB-Rechnung aufzubessern.

Dabei muss man sich vor Augen halten, dass bei den SBB nur etwa die Hälfte der Kosten im Markt erarbeitet werden, der Rest also vom Staat kommt, und dass zudem die Kapazitäten des Unternehmens über den ganzen Tag gesehen, grossenteils brachliegen: Im Fernverkehr sind die Linien im Durchschnitt zu 30 Prozent und im Regionalverkehr zu 20 Prozent ausgelastet. Zudem verliert die Bahn im Güterverkehr seit Jahren Marktanteile, weil die Konkurrenzsysteme vor allem auf der Strasse laufend effizienter und

man damit auch die Bahn gegenüber der Strasse benachteilige.

Insgesamt hat Konzernchef Meyer also den Bundesrat auf seiner Seite in seinem Bestreben mit dem Arbeitstitel: «Alles zusammenhalten, nichts gegen aussen aufreissen lassen». Dies bedeutet, dass eben nicht zu viele Marktpreise in das konzerninterne Gefüge von Finanzflüssen eindringen sollen. Es sollen weiterhin bundesnahe Betriebe sein, die vom Staat Leistungsaufträge erhalten, und die Überwachung und Kontrolle der Betriebe soll eher eine administrative Angelegenheit bleiben und weniger zu einer Disziplinierung durch aussenstehende Konkurrenz werden. Die Festlegung der richtigen Preise für Leistungen oder die Nutzung von Schienentrassen erfolgt weniger über Ausschreibungen am Markt als vielmehr durch Prüfungen und Genehmigungen mittels Verwaltungsabteilungen. Dabei fällt auf, dass es im ganzen Bundesapparat zwar etliche Aufpasser gibt, beispielsweise die Geschäftsprüfungskommissionen des Parlaments die Finanzkommissionen, die selbständig agierende Finanzkontrolle, die den Bundesunternehmen vorgesetzten Bundesämter, der Bundesrat, des weiteren die Fachkommissionen von National- und Ständerat – dass aber alle diese Gremien über viel weniger Informationen über SBB und den Eisenbahnverkehr verfügen als das Unternehmen selber.



«Alles zusammenhalten»: Leuthard, Meyer.

flexibler werden. Gerade kürzlich meldete die Fracht-Division SBB Cargo einen über Erwartungen starken Rückgang in ihrem Geschäft und einen Verlust. Der Cargo-Teil soll – so hat es der Bundesrat Ende 2017 empfohlen – im Prinzip im Konzern behalten und da saniert, also nicht ausgelagert werden. Nach Ansicht des Wirtschaftsdachverbandes Economie-suisse ist das enttäuschend für die Wirtschaft, weil dadurch nicht nur der Wettbewerb auf der Schiene behindert werde, sondern weil

Ins Bild passt, dass die SBB durch den Verwaltungsrat und durch den Stab bundesnaher Unternehmen des Departements Uvek so geführt werden, dass die Konzernleitung grosse Spielräume hat. Im Vierjahresplan «Strategische Ziele des Bundesrats für die SBB 2015–2018» sowie in den jährlichen Publikationen zur Zielerreichung dominieren Formulierungen, die je nach Standpunkt unterschiedlich ausgelegt werden können. Zudem werden die

SBB durch den Bund offiziell über neun Konzernziele geführt, so dass man fast immer vor der Situation steht, dass vielleicht fünf oder sechs Ziele gut erfüllt wurden, drei oder vier weniger. Die Ziele sind Kundenzufriedenheit, Kundenpünktlichkeit, Sicherheit, Ergebnis der Rechnung, Marktanteil, ökologische Nachhaltigkeit, Konzernimage, Personalmotivation und Free Cash Flow. Einige davon sind also ziemlich dehnbare Indikatoren.

Lukrativer Nebenverdienst

Besonderer Spielraum bietet sich bei den Immobilien. Diese Division sitzt auf einem grossen Grundstückvermögen, das je nachdem bewirtschaftet oder stückweise verkauft wird, um die SBB-Rechnung zu stützen. Dass der Hauptsitz der SBB an eine Pensionskasse verkauft wurde und zurückgemietet wird,

Die SBB achtet auf Städtebau, Sozial- und Energiepolitik – auf Kosten der Eigentümer, also der Steuerzahler.

gehört offensichtlich zum Spielraum des Unternehmens. Und was tun die SBB beim Immobilienprojekt Neugasse genau betrachtet? Erstens investieren sie in Vorhaben, die kaum mit dem Kerngeschäft im Personen- und Güterverkehr zusammenhängen. Zweitens schalten sie sich in die Gestaltung von Quartieren und öffentlichen Räumen ein, die nichts mit dem Kerngeschäft zu tun haben. Drittens engagieren sie sich im gemeinnützigen Wohnungsbau, also in der Sozialpolitik mit Subventionsberührung. Viertens betreiben die SBB mit der Ausrichtung auf die 2000-Watt-Ziele Energiepolitik mit Lenkungsanspruch. Kurz: Die SBB-Spitze achtet auf lukrativen Nebenverdienst, auf Städtebau, auf Sozialpolitik und Energiepolitik – all das mehr oder weniger auf Kosten der Kernaufgaben und auf Kosten der Eigentümer, also der Steuerzahler.

Um die Koalition zum Schutz der Staatslösung bei Laune zu halten, kann die SBB-Führung immer wieder ein wenig die Umverteilung von Vorteilen unter Interessengruppen nutzen. Seit einiger Zeit wird debattiert über die Verschiebung von 690 Millionen Franken aus der SBB-Rechnung in die Pensionskasse der SBB im Jahr 2016, die einer Umverteilung weg von Steuerzahlern und Kunden hin zu Belegschaft und Management gleichkommt. Nach Ansicht des Zuger Kantonsrats Willi Vollenweider widerspricht diese von ihm zum öffentlichen Thema gemachte Verschiebung dem SBB-Gesetz, da dieses nach der erfolgten Sanierung der Pensionskasse keine weiteren speziellen Querszahlungen mehr erlaube. Die Bundesverwaltung hält dagegen, dass solche Transaktionen im Bereich des oben erwähnten Gesetzesartikels lägen, in denen der Zweck der SBB umschrieben wird. ○

Quälgeist vom Paradeplatz

Praktisch im Alleingang hat Journalist Lukas Hässig den Skandal rund um den ehemaligen Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz ins Rollen gebracht. Mit seinem Online-Kanal *Inside Paradeplatz* hält er die Bankenbranche auf Trab. Von Florian Schwab

Die Affäre um die mysteriösen Raiffeisen-Firmenkäufe des Pierin Vincenz wirft hohe Wellen. Die Rakete hat ein Mann gezündet: Lukas Hässig, 53, Gründer, Herausgeber und Autor des Finanz-News-Portals *Inside Paradeplatz*. Als «zentral» bezeichnete der neue Verwaltungsratspräsident Pascal Gantenbein Hässigs Artikel «in dieser ganzen Geschichte». Damit ist es gewissermassen amtlich: Ein Journalist hat praktisch im Alleingang das Raiffeisen-Monument ins Wanken gebracht.

Entsprechend gefragt ist Hässig zurzeit. Von Berufskollegen, die seine Recherchen jahrelang keiner Zeile würdigten, wird er als Einzelkämpfer gegen ein Bankenimperium gefeiert. Und Mut erforderte seine Aufklärungsarbeit tatsächlich. Wie die *Sonntagszeitung* schreibt, drohte Vincenz dem Journalisten schon bei der ersten SMS-Anfrage mit juristischen Schritten. *Inside Paradeplatz* brachte den Artikel trotzdem. Und Vincenz hielt still. Hier ahnte Hässig, dass er auf eine heisse Fährte gestossen war.

Tägliche Nadelstiche

Die *Weltwoche* wollte mit ihm über seine Erfahrungen als Journalismus-Unternehmer sprechen. Doch ein bereits anberaumtes Treffen sagte Hässig in letzter Minute ab. «Zu viel Medienpräsenz ist nicht geschickt.» Der Mann, der auf seinem Online-Kanal *Inside Paradeplatz* alles bringt, von amourösen Verstrickungen in der Chefetage der Nationalbank bis zum «Saufgelage in der UBS Paradeplatz», ist in eigener Sache erstaunlich zugeknöpft.

In der beschaulichen Zürcher Bankenszene ist Hässig eine Reizfigur. Er hat schon für viele Zeitungen geschrieben, auch für die *Weltwoche*. Doch überall eckte er früher oder später an. Nach seiner Entlassung bei der *Weltwoche* durch Chefredaktor Jürg Wildberger (2006) machte er sich selbständig und schrieb mehrere Jahre lang als freischaffender Journalist für diverse Zeitungen. Seit Ende 2011 ist er mit *Inside Paradeplatz* auf Sendung. Vom kleinen Büro im Schiffbau (Kreis 5) aus versetzt er seither dem Nervensystem des Paradeplatzes tägliche Nadelstiche. Sendepause hat der vierfache Familienvater höchstens dann, wenn auch die Banken geschlossen haben.

In stürmischen Zeiten beweist Hässig von seinem Ein-Mann-Piratenboot aus einen un-

trüglichen Spürsinn für alles, was die Angestellten in der Finanzbranche umtreibt: Verhaftungen in Deutschland und den USA wegen des Steuerstreits, Lieferung von Kunden- und Mitarbeiterdaten, das schillernde Leben des früheren Julius-Bär-Chefs Boris Collardi (Frauen und Ferraris) et cetera. Zudem dokumentiert Hässig das Sesselrücken auf mittleren Etagen. Damit ist sein Blog *Inside Paradeplatz* für die Leute, die im Maschinenraum des Finanzplatzes Sechzehnstundentage fristen, die einzige Chance, ihren Namen einmal «in der Zeitung» zu lesen. *Inside Paradeplatz* berichtet, wann immer ein Team von Bank A zu Bank B wechselt oder umgekehrt. Auch bietet Hässig Finanzplatz-Querdenkern wie Hans Geiger und Martin Jansen eine publizistische Stimme.

Im erfolgreichen Mix darf auch das Triviale nicht fehlen: Gerüchte, Skandale, Klatsch und Tratsch. Betriebswirtschaftlich scheint Hässigs Rechnung offenbar aufzugehen. Zwar hat er kaum Bankenwerbung, doch andere Branchen (Immobilien, Wein) schalten gerne direkte Inserate. Und die Massenwerbung über Google Ads ergibt einen gewissen Grundstock.

So begehrt der Banking-Boulevard beim Publikum ist – vom Lehrling bis zum CEO gibt es kaum einen Banker, der nicht täglich Hässigs neueste Schandtaten lesen will –, so unbeliebt ist er aus der Warte der Finanzinstitute. Für die Kommunikationsabteilungen ist es ein Albtraum, wenn die privaten Leidenschaften des Spitzenpersonals ausgebreitet werden oder wenn Hässig, was ab und zu vorkommt, seine Stoffe nicht mit chirurgischer Präzision seziert, sondern mit dem journalistischen Hackbeil.

Hässigs Temperament, das manchmal die Detailtreue bei den Fakten überlagert, ist gleichzeitig seine grösste Stärke und seine verwundbarste Stelle. Ein lockeres Engagement bei der *Handelszeitung* wurde im Oktober 2015 aufgelöst, nachdem er auf *Inside Paradeplatz* die Privatbank Julius Bär angeschossen hatte. Als Einzelunternehmer haftet der Familienvater mit seinem gesamten Privatvermögen. Und in der Welt, über die er schreibt, werden juristische Auseinandersetzungen sofort sehr teuer.

Die bisher einzige Bank, die den Quälgeist vom Paradeplatz vor Gericht zerrte, ist die Credit Suisse. Es geht um Beiträge, in denen



Publizistisches Ein-Mann-Piratenboot: Journalismus-Unternehmer Hässig.

sich Hässig mit dem Verwaltungsratspräsidenten auseinandersetzt, Urs Rohner. In einem Vergleich er ihn mit dem ehemaligen Fifa-Boss. Beide hätten die Chance auf den rechtzeitigen Absprung verpasst: «Rohner ist zwar nicht Joseph Blatter. Er ist eine Generation jünger. Doch im Verdrängen der Realität kommt man zur Gleichung: Urs wie Sepp.» Weiter hiess es in

dem Artikel, die Amerikaner hätten Rohner «und seine Bank zur kriminellen Organisation» gestempelt. Diese Aussage ist mittlerweile korrigiert. Ende 2015 klagte die Credit Suisse vor dem Zürcher Handelsgericht wegen Persönlichkeitsverletzung und unlauteren Wettbewerbs. Die Argumente der Anwälte sind ausgetauscht. Man wartet auf den Richterspruch.

Lukas Hässig wuchs in bescheidenen Verhältnissen im Kanton Zürich auf. Sein Vater war Korrektor beim *Tages-Anzeiger*. Äusserlich kommt der Journalist ähnlich daher wie die Zielgruppe, für die er schreibt: stets mit Krawatte, sorgsam nach hinten gekämmtem Haar und einer Brille, die jeder Buchhalter zur Ehre gereichen würde. Seine erste Berufsausbildung war eine KV-Lehre bei der Nationalbank. Dann absolvierte er die Handelsschule in Winterthur. Der *Tages-Anzeiger* lehnte seine Bewerber

Hässigs Temperament ist gleichzeitig seine grösste Stärke und seine verwundbarste Stelle.

bung als Journalist ab, worauf ihm Roger Schawinski bei Radio 24 eine Stelle gab. Das war 1991, als der Sender seit kurzem nicht mehr klandestine aus dem Ausland sendete.

Lernen von Schawinski

Von Schawinski lernte Hässig, was die Leute wirklich interessiert. Nach zwei Jahren wechselte er ins Print-Fach und schrieb für die *Finanz und Wirtschaft* und später für die *Sonntagszeitung*. Von 1999 bis 2001 war er Kommunikationschef des Flughafens Zürich. Zwei Jahre später publizierte er ein Buch über «Hintergründe und Verantwortliche der Zürcher Airport-Wirren». Er betonte, nur öffentlich zugängliche Quellen verwendet zu haben. Beim Magazin *Facts* fungierte Hässig als Wirtschaftschef. Nächste Stationen waren die *Bilanz* und die *Weltwoche*.

Pierin Vincenz lernte Hässig in den neunziger Jahren kennen, als er für die *Sonntagszeitung* über Banken schrieb. Anlässlich einer Recherche lud ihn Vincenz, damals Finanzchef bei Raiffeisen, an den Hauptsitz in St. Gallen ein. Die Legende will es, dass er den jungen Wirtschaftsjournalisten in einer Limousine (Audi A8) an den Bahnhof zurückchauffieren liess. Jovial und auskunftsfreudig – so kannten die meisten Journalisten den Raiffeisen-Chef. Doch als die Fragen seine mutmassliche private Beteiligung an Raiffeisen-Firmenkäufen betrafen, wurden die Antworten spärlich. Da wusste Hässig: Etwas stimmte nicht.

Als Lukas Hässig kürzlich den Preis als «Wirtschaftsjournalist des Jahres 2017» gewann, ätzte Verleger Michael Ringier im Intranet: «Er prügelt ziemlich regelmässig auf alles ein, was ihm in der Finanzbranche missfällt, und dazu gehören eigentlich fast alle und fast alles.» Auch die Begründung für die Kür Hässigs durch das Magazin *Schweizer Journalist* («Er schreibt, was andere nur vermuten») ging Ringier so richtig gegen den Strich: «Vermutung als journalistisches Werkzeug mit Auszeichnung!», tobte er. Mit dem Raiffeisen-Scoop, abgefeiert im *Sonntagsblick*, steht Hässig nun vor seinem grössten beruflichen Erfolg. ○



Wirtschaft

Kosteninsel Schweiz

In Diskussionen über hohe Preise wird die Rolle des Staates kaum gross thematisiert. Die Politik konzentriert sich zu stark auf populäre Konsumgüter.

Von Rudolf Walser

In der anhaltenden öffentlichen Diskussion über die Hochpreisinsel Schweiz stehen immer nur einige wenige Güter und deren Preise im politischen Fokus, wie sich dies jüngst im Rahmen der «Fair-Preis-Initiative» einmal mehr zeigte. Die Schweiz hat aber nicht nur hohe Nahrungsmittelpreise, Krankenkassenprämien, Wohnungsmieten et cetera, sondern auch eine teure Verwaltung einschliesslich staatseigener Unternehmen und ein teures Bildungs- und Gesundheitssystem. Das Pendant zur Preisinsel ist letztlich die Kosteninsel, und zu dieser trägt der Staatssektor massgeblich bei.

In der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung 2016 belief sich der staatliche Konsum, hinter dem sich die Löhne des Staatsapparats und die Kosten für Beschaffungen aller Art verbergen, auf rund 80 Milliarden Franken oder 12 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP), die Tendenz ist steigend. Im internationalen Vergleich liegt diese Summe laut Eurostat-Angaben um 96 Prozent über dem EU-Durchschnitt. Mit anderen Worten: Die Löhne im Staatssektor sind international hoch, und der Staat kauft teuer ein.

Stellenexplosion beim Bund

Was bedeutet das etwa im Vergleich mit Deutschland? Nach Schätzungen des Internationalen Währungsfonds für 2016 war das BIP – kaufkraftbereinigt – pro Kopf mit 79 000 Dollar in der Schweiz fast doppelt so hoch wie im nördlichen Nachbarland, und die Fiskalquote, also die über Steuern und Abgaben finanzierten Staatsleistungen einschliesslich der Zwangsabgaben an Krankenkassen und Sozialwerke, war in beiden Ländern ungefähr gleich hoch: in der Schweiz 40 Prozent, in Deutschland 38 Prozent. Das heisst, dass die Schweizer für ihre Staatsleistungen rund doppelt so viel bezahlen wie die Deutschen. Zählt man die weiteren direkt und indirekt staatlich administrierten Preise, etwa für Gesundheit, Post oder Energie, sowie die Gebühren aller Art dazu, kommt man schätzungsweise auf über 50 Prozent.

Gut zur Hälfte also ist die Preisbildung in der Schweiz dem Wettbewerb entzogen. Dabei sind staatliche Gebühren besonders beliebt, weil sie im Unterschied zu Steuern keiner Verfassungsgrundlage bedürfen. Zusätzliche Wettbewerbsverzerrungen mit nur schwer abschätzbaren Preiswirkungen ergeben sich auch dadurch,

dass der Staat selber in beträchtlichem Ausmass Unternehmen besitzt und führt, die nichts mit der Bereitstellung öffentlicher Güter zu tun haben – wie dies selbst der Bundesrat kürzlich eingestanden hat. Damit ist der Einfluss des Staates auf das volkswirtschaftliche Kosten- und Preisgefüge aber noch nicht erschöpft.

Während in der privaten Wirtschaft in jüngerer Zeit die Beschäftigung kaum gross erhöht wurde, explodierte die Stellenzahl in den staatlichen Verwaltungen, also bei Bund, Kantonen, Gemeinden sowie staatseigenen und staats-



Strukturelle Anpassungen.

nahen Unternehmen, seit 2009 geradezu. Das ist in doppelter Hinsicht problematisch. Zum einen drückt diese Verlagerung der Beschäftigung in Richtung weniger kapitalintensiver Dienstleistungsbereiche auf die Entwicklung der durchschnittlichen Arbeitsproduktivität. Das ist umso brisanter, als die Produktivität im Staatssektor nicht oder nur schlecht gemessen werden kann, so dass der Output offiziell einfach nach den Inputkosten, unter anderem den Löhnen, bewertet wird. Sollte sich die tatsächliche Produktivität des öffentlichen Dienstes verändern, käme dies also in den amtlichen Zahlen gar nicht zum Ausdruck. Wenn man bedenkt,

dass die Lohnhöhe nach ökonomischer Theorie eigentlich massgeblich von der Arbeitsproduktivität abhängen sollte, kommt unweigerlich die Frage auf, wie sich das relativ hohe Durchschnittsgehalt beim Bund von 121 000 Franken pro Jahr begründen lässt.

Zum andern bezahlen im Zuge dieser Verschiebungen in der Beschäftigungsstruktur, bildlich gesprochen, immer mehr Staatsbeschäftigte ihre Steuern aus den Steuergeldern jener, die im Privatsektor tätig sind. Dass diese Verlagerung längerfristig tragbar ist, muss mit einem Fragezeichen versehen werden.

Insgesamt lagen die Konsumentenpreise in der Schweiz 2016 um 61 Prozent über dem EU-Durchschnitt, und bei dem auf das gesamte BIP bezogenen Preisniveau betrug der Abstand sogar 64 Prozent. Nimmt man statt des etwas abstrakten EU-Durchschnitts die wichtigen Konkurrenzländer Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich als Vergleichsgrundlage, und konzentriert man sich stärker auf staatsnahe Leistungen, ist der Kontrast enorm: Für einen Warenkorb mit identischem Nutzen im Bereich Gesundheit ist die Schweiz rund 100 Prozent teurer als die Nachbarländer, und im Bereich Erziehung und Unterricht beträgt der Abstand gar über 150 Prozent. Die Behörden begründen dies gerne mit dem Hinweis, dass es dabei vor allem um nicht handelbare Dienstleistungen gehe, wo der Wettbewerb wenig spiele.

Wirtschaftspolitisch genügt es also nicht, nur einzelne Preise ins Visier zu nehmen und nach tieferen Importpreisen oder mehr Wettbewerb in der inländischen Wirtschaft zu rufen. Auch der gesamte Staatssektor muss ständig nach Effizienzsteigerungen, Einsparungen und strukturellen Anpassungen abgeklopft werden, wenn die Steuergelder nicht in ineffizienten Strukturen versickern sollen und die Wettbewerbsfähigkeit des Standortes Schweiz nicht Schaden nehmen soll. Diese Aufgabe ist aber nicht nur schwierig und zeitraubend, sondern bringt Politikern auch kaum und schon gar nicht rasch Lorbeeren; deshalb setzen sie lieber auf Schnellschüsse wie die «Fair-Preis-Initiative». So wird uns vermutlich die Kosten- und Preisinsel Schweiz noch lange erhalten bleiben.

Rudolf Walser war bis 2007 Chefökonom von Economie-suisse und nachher beim Think-Tank Avenir Suisse tätig.

Der Sheriff ist zurück

In Zürich lobte Politstrategie Steve Bannon Kryptowährungen als Waffe gegen das Establishment. Derweil bereitet Washington eine Gegenoffensive vor. Erinnerungen an den US-Steuerstreit werden wach. Gerät auch das florierende Zuger «Crypto Valley» ins Fadenkreuz? Von Florian Schwab und Dorian Stroligo (Illustration)

Steve Bannon erregte in Zürich Aufsehen mit Aussagen zur blühenden Krypto-Finanzindustrie. «Die Schweiz ist das Herz davon!» Er sieht Krypto-Währungen als Waffe der Volksbewegungen, um «von den Zentralbanken wegzukommen, die jede Form von Sparsamkeit, Effizienz und Produktivität im Keime ersticken». In Zug und Zürich gibt es rund dreihundert Firmen, die sich mit der Blockchain befassen, also der Technologie, an deren Anfang die Krypto-Währung Bitcoin stand und die in immer anspruchsvollere Bereiche des Finanzwesens vordringt. Bei seiner Rede wusste Bannon: Nur vier Tage zuvor, am 2. März, hatte die amerikanische Börsenaufsicht ihren bisher wichtigsten Schlag gegen «Crypto» geführt. Gemäss dem Fernsehsender CNBC hat die Security and Exchange Commission (SEC) über achtzig Verfahren gegen Personen aus der Krypto-Szene eröffnet. Mehrere amerikanische Beschuldigte haben sich geoutet.

Die Frage, die sich in Zug und Umgebung alle stellen: Stehen auch Schweizer Firmen im Fokus der SEC? Recherchen lassen vermuten, dass bislang wohl noch kein Schweizer Krypto-Unternehmen unerfreuliche Post aus den USA erhalten hat. Was nicht erstaunlich ist, denn das internationale Recht zwingt die SEC, hier auf die internationale Rechtshilfe zurückzugreifen. Entsprechende Gesuche wären an das Bundesamt für Justiz zu richten. Auf Anfrage hält sich ein Sprecher bedeckt. Die schiere Menge an Rechtshilfeersuchen verunmöglichte die Aussage darüber, ob in dem genannten Zusammenhang etwas vorliege. «Kein Kommentar», heisst es bei der Finanzmarktaufsicht (Finma) auf die Frage, ob ihr etwas von amerikanischen Ermittlungen gegen Schweizer Krypto-Firmen bekannt sei.

Konkret haben es die Amerikaner auf sogenannte ICOs abgesehen. Unter ICO (Initial Coin Offering) versteht man die Ausgabe von Anteilsrechten («coins»), oftmals gegen Bezahlung in einer Kryptowährung wie Bitcoin. Typischerweise erwirbt der Käufer den Anspruch, am zukünftigen Erfolg einer neuen Anwendung der Blockchain-Technologie zu partizipieren. Insofern sind ICOs mit dem Börsengang eines Unternehmens vergleichbar, nur dass sich alles im Internet und alles rund um die Blockchain-Technologie abspielt.

Nach Auffassung von SEC-Chairman Jay Clayton, der von Trump ins Amt gehievt wurde, handelt es sich bei ICOs grundsätzlich um Wertpapiere («securities») nach amerikanischem Recht. Dies bedeutet: Wer ohne Genehmigung

der SEC ein ICO veranstaltet und dieses in den USA bewirbt, der macht sich strafbar. Der Wirtschaftsanwalt Luka Müller, der viele ICOs begleitet hat, erachtet es als «möglich, dass auch Schweizer ICOs genauer angeschaut werden». Und der Fintech-Investor und Verwaltungsrat der Crypto Finance AG in Zug, Marc P. Bernegger, warnt: «Es hilft nur die radikale Variante, kein amerikanisches Geld anzunehmen.»

«Semantische Gymnastik»

Keine zwei Monate ist es her, da hatte Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) an einem Krypto-Treffen in St. Moritz die «Crypto Nation» Schweiz ausgerufen, was der *Financial Times* einen grossen Artikel wert war. Tatsächlich ist die Schweiz, wie das Londoner Finanzblatt ausführte, bei den ICOs praktisch gleich präsent wie die USA. Zwischen Januar und Oktober 2017 gab es in den USA ICOs in der Höhe von 580 Millionen US-Dollar, in der Schweiz betrug ihr Wert 550 Millionen US-Dollar.

Anfang Februar befragte der Bankenausschuss des Senats SEC-Chef Clayton über die Regulierung von Kryptowährungen. Die rund zehn Senatoren, Republikaner wie Demokraten, schlugen alle in dieselbe Kerbe (mit Ausnahme von John Kennedy): mehr Regulierung und mehr internationale Kooperation. «Viele ICOs werden illegal durchgeführt», klagte SEC-Chef

Clayton. Und er formulierte eine Warnung an «die Profis, die mit semantischer Gymnastik» den Begriff der «security» aufweichen wollten: «Sie geraten ins Fadenkreuz unserer Enforcement-Abteilung.» Weiter verkündete Clayton, dass auf Initiative von Finanzminister Mnuchin eine Arbeitsgruppe eingesetzt worden sei, bestehend unter anderem aus Angehörigen seiner Behörde und der Notenbank Federal Reserve, welche dafür sorgen soll, dass Kryptowährungen systematisch reguliert werden. Senator David Perdue brachte die Frage aufs Tapet, was gegen «regulatory arbitrage» ausgerichtet werden könne, also gegen das Ausnutzen von weichen Regeln in anderen Ländern.

Thorsten Polleit ist Chefvolkswirt des Edelmetallhändlers Degussa, bei dem man seit kurzem mit Krypto-Währungen bezahlen kann. Er sieht «die grösste Gefahr» darin, dass die Staaten «im Gleichschritt» versuchten, jede unliebsame Konkurrenz zu ihren eigenen Währungen auszuschalten. Für die «finanzielle Supermacht Schweiz» (Bannon) gehe es um die Frage, so Polleit, ob sie ihr «vergleichsweise liberales Finanzmarktregime» verteidige und damit ihre führende Rolle bei den Kryptowährungen behalte. Ansonsten würden diese Aktivitäten rasch abwandern. «Ein hartes weltweites Verbot ist zum Glück nicht durchsetzbar.» ○



«Ein hartes weltweites Verbot ist zum Glück nicht durchsetzbar.»



«Teil einer weltweiten Bewegung»: Parteikongress des Front national, am 11. März in Lille.

Grösser als Frankreich

Steve Bannon rettet für die angeschlagene Marine Le Pen den Parteikongress in Lille. Um den Front national regierungsfähig zu machen, will sie diesen von den Schatten der Vergangenheit befreien. Von Jürg Altwegg

Die «Strassenschlacht», mit der Jean-Marie Le Pen seiner Tochter beim Parteikongress des Front national gedroht hatte, fand nicht statt. Der Patriarch blieb zu Hause, in einer Pariser Buchhandlung präsentierte er seine Autobiografie «Fils de la nation». Auf den Bestsellerlisten ist er bereits «Fire and Fury» auf den Fersen, dem Buch, das Steve Bannon nach dem Rauswurf aus dem Weissen Haus auch noch den Verlust von *Breitbart* eintrug. Ziemlich belustigt kommentierte er beim Signieren die Nachricht, dass Bannon am Abend in Lille mit Marine Le Pen auftreten werde: ein Haudegen wie er selber und nicht gerade ein Kronzeuge der Entdämonisierung, mit der Marine Le Pen die Vertreibung des Vaters und die Notwendigkeit eines neuen Namens gerechtfertigt hatte.

Ihre Wiederwahl war im Voraus geregelt. Parteikongresse des Front national erinnern an jene der Kommunisten; es war der sechzehnte seit 1972. Das Zentralkomitee mit 120 Mitgliedern ist in «conseil national» umbenannt worden. Um den geschassten Begründer auch als Ehrenpräsidenten absetzen zu können – was ein Gericht verboten hatte –, wurde in Lille das Amt abgeschafft. Den Auftritt des amerikanischen Star- und Überraschungsgasts hatte Le Pens Lebenspartner Louis Aliot am Tag zuvor auf Twitter angekündigt. «Er wird uns erklären, dass der Sieg mög-

lich ist und wie man vorgehen muss», kommentierte Parteisprecher Sébastien Chenu.

Steve Bannon, der die Wahlen in Italien vor Ort verfolgt hatte, kam aus Zürich, wo er auf Einladung der *Weltwoche* seinen ersten öffentlichen Auftritt in Europa hatte. Vielen Parteimitgliedern, die den Reden in Lille ziemlich lustlos und resigniert gelauscht hatten, war er nicht bekannt. Als «Präsidentenmacher», als Architekt von Trumps Wahlsieg, wurde er vorgestellt. Bannon ergriff das Wort um halb sechs. Er sei gekommen, um «zu beobachten und zu lernen», nicht, um Marine Le Pen Ratschläge zu erteilen. Wie in Zürich, wo er Christoph Blocher als Begründer des europäischen Populismus gefeiert und die Abstimmung über den EWR von 1992 zu dessen Gründungsereignis verklärt hatte, lobte er seine französischen Gastgeber als Pioniere: «In Amerika existiert unsere populistische Bewegung erst seit zehn, fünfzehn Jahren. Ihr habt eine sehr viel längere Tradition.» Wo er ihren Beginn situiert, wurde nicht so recht klar: bei Le Pen, bei dessen Vorgänger Tixier-Vignancour? Oder bei Pierre Poujade, der in den fünfziger Jahren den Widerstand der Handwerker und Klein Händler gegen die Supermärkte nach amerikanischem Vorbild anführte und mit dem Poujadismus die erste populistische Bewegung – von rechts – seit dem Krieg ins Leben rief?

Es gibt viele Verbindungen zwischen Amerikas populistischer Rechten und der französischen Nouvelle Droite, weshalb sich nach Trumps Sieg die Frage aufdrängte: Kommt die Ideologie aus Frankreich? Bannon ist ein begeisterter Leser von Jean Raspails Roman «Das Heerlager der Heiligen», in dem Flüchtlingsmassen aus Afrika Europa überfluten. Er bekennt sich zum «integralen Nationalismus» des faschistischen Dichters Charles Maurras, der die Aufklärung bekämpfte, die Action française leitete und nach dem Krieg wegen seiner Kollaboration mit den Deutschen im Gefängnis sass. Der Gegensatz von «pays légal» und «pays réel» – von liberaler Demokratie und dem «wahren» Frankreich, der Nation – ist ebenfalls ein von Charles Maurras entwickeltes Konzept. Pétain benutzte es unter Vichy, es ist mit dem Kampf des «Volkes» gegen das «System» und die Eliten, wie ihn die Populisten führen, vergleichbar.

«Rattenfänger im Elysée»

Bei *Breitbart* wird regelmässig Alain de Benoist befragt und zitiert, der führende Theoretiker der Neuen Rechten. Seit Trumps Sieg kommt Alain de Benoist als Inspirator der Alt-Right auch in Frankreich zu neuen Ehren. Zeitungen, die ihn dreissig Jahre lang ignorierten, schreiben über ihn. Bei Macron liess er den Obses-

sionen seiner durchaus rassistischen Anfänge freien Lauf: Als «Rattenfänger im Elysée» porträtierte er ihn, «von dem uns die Morphologie sagt, dass er manipulierbar und entscheidungsunfähig ist». Zur Beurteilung des amerikanischen Präsidenten unterschied er auf *Breitbart* zwischen dem «Trump phenomenon» und der Person: «Still, for me, a mystery.»

«Die Geschichte ist auf unserer Seite und wird uns von Sieg zu Sieg führen», rief der amerikanische Königsmacher in Lille den Mitgliedern zu. Als Dolmetscherin wirkte Patricia Chagnon,

Den Verzicht auf das Markenzeichen «Front national» empfindet der Vater als «Verkauf von dessen Seele».

eine Abgeordnete des Front national im Regionalparlament, die regelmässig auf RT (ehemals Russia Today) als Kommentatorin zu sehen ist: Europa, die Einwanderung, der Terrorismus sind ihre Themen. Sie verwechselte Ted Cruz mit Tom Cruise und hatte mit Bannons Begeisterung und Sprache generell grösste Mühe. Der Amerikaner zeterte gegen die Eliten und den Mainstream: «Wo sind die Vertreter der oppositionellen Presse?» Man zeigte auf die Reihen der Journalisten – sie wurden ausgebuht.

Selig hörte das Publikum Bannons Botschaft: «Ihr seid Teil einer weltweiten Bewegung, die grösser ist als Frankreich, grösser als Italien, grösser als Ungarn. Die Geschichte ist mit uns.»



Überraschungsgast: Bannon, Le Pen.

Er sprach zu ihm wie Johannes Paul II. nach seiner Wahl zum Papst: «Habt keine Angst.» «Ihr kämpft für eure Freiheit? Sie beschimpfen euch als fremdenfeindlich. Ihr kämpft um euer Land? Sie sagen, ihr seid rassistisch. Doch die Zeiten dieser widerlichen Worte sind vorbei. Lasst sie euch Rassisten, Fremdenfeinde nennen und heftet es euch wie ein Ehrenabzeichen auf die Brust. Denn wir werden jeden Tag stärker, und sie werden schwächer.»

Die abwesende Marion Maréchal-Le Pen, an die alle im Saal dachten, erwähnte er nicht. Doch die anschliessende Pressekonferenz war ein einziges Hohelied auf die junge Hoffnungsträgerin: glücklich ein Land, das wie Frankreich über einen aufgehenden Stern wie Le Pens En-

kelin verfüge. Ihre Rede vor den amerikanischen Konservativen im Februar sei die zweitbeste – nach der von Trump – gewesen. Etwas verlegen erklärte Marine Le Pen Bannon, dass in den Zeitungen von einem Konflikt zwischen ihr und der Nichte die Rede sei. Bannon wollte ihn nicht zur Kenntnis nehmen: «Fake News».

Bündnisse mit Rechtsparteien

Der Fan von Marion hatte der Tante im verlorenen Wahlkampf, als sie Unterstützung in Amerika suchte, schnöde jegliche Aufmerksamkeit verweigert. Jetzt rettete er ihr den Parteitag und versprach dem Front national – wie den «Bruderparteien» (Bannon) in Rom, Budapest, Wien – den Sieg bei der nächsten Präsidentschaftswahl. Um ihre Partei an die Macht zu bringen, setzt die Chefin auf Bündnisse mit den Rechtsparteien und die Stimmen linker Wähler – es ist auch die Strategie von Marion Maréchal-Le Pen.

Sie orientieren sich an Italien. Die Lega mit ihrem weitgehend identischen Programm ist im Bündnis mit Berlusconi und den Fratelli d'Italia die führende Kraft – und bereit, die Regierungsverantwortung zu übernehmen. Den gleichen Weg will Le Pen mit ihrem Rassemblement national einschlagen. Auf historische Parallelen und Bezüge wird bei aller Läuterung keineswegs verzichtet: Rassemblement national populaire hiess die 1941 von Marcel Déat gegründete linksfaschistische und antisemitische Kollaborationspartei, deren Führer weitgehend aus dem sozialistischen Pazifismus kamen.

1986 bestritt bereits Jean-Marie Le Pen die Parlamentswahlen unter der Etikette «Rassemblement national». Mitterrand hatte ein Proporzsystem eingeführt: Er wollte den Front national stärken und die antitotalitäre Rechte schwächen, um seine Macht zu erhalten. Nie hat die Partei seither auch nur annähernd so viele Sitze erobern können wie dank dem Sozialisten.

Doch der Patriarch lehnt den neuen Namen ab. Jean-Marie Le Pen bezeichnete es als befremdlich, dass die französische nationale Bewegung ihren Kongress unter die Ägide eines ausländischen politischen Führers stellte und in Lille die amerikanische Flagge gehisst wurde. Der Verzicht auf das Markenzeichen «Front national» empfindet er als «Verkauf von dessen Seele» und als «politischen Totschlag». Seiner Tochter bescheinigt er «Fantasielosigkeit» und eine Strategie, die in die falsche Richtung weist: Er ist gegen eine Kooperation mit Lega, Berlusconi und Cinque Stelle. Das Mass für Jean-Marie Le Pen bleibt der Neofaschist Gianfranco Fini. Er zitierte ihn Anfang Woche im Radio und bedauerte, dass opportunistische Allianzen und eine Namensänderung von Finis Movimento Sociale Italiano mit historischen Wurzeln bei Mussolini «in die Selbstauflösung» führten. ○

Südamerika

Phänomen Uribe

Der kolumbianische Ex-Präsident lehrt Präsident Santos und die Farc weiter das Fürchten.



Álvaro Uribe Vélez.

Der grosse Gewinner der kolumbianischen Parlamentswahl vom letzten Sonntag heisst Álvaro Uribe Vélez. Der frühere Präsident (2002 bis 2010) erhielt im Rennen um den Senat mit grossem Abstand die meisten Stimmen. Neben Uribe persönlich war auch seine

Mitterechts-Partei Centro Democrático erfolgreich. Sie wurde mit 16,4 Prozent der Stimmen neu stärkste Kraft im Senat (19 von 108 Sitzen). Die Regierungskoalition von Präsident Juan Manuel Santos, dem Friedensnobelpreisträger, hat damit im neuen Senat keine Mehrheit mehr. Das Wahlergebnis steht für zwei spiegelbildliche Befindlichkeiten in der kolumbianischen Bevölkerung: die anhaltende Popularität von Ex-Präsident Uribe und den Groll gegen seinen Nachfolger Santos, der mit der marxistischen Terrororganisation Farc einen umstrittenen Friedensvertrag aushandelte und diesen – trotz knapper Ablehnung in einer Volksabstimmung im Herbst 2016 – durch Parlament und Gerichte peitschte.

Santos folgte Uribe 2010 durch dessen Fürsprache ins Präsidentenamt. Er hatte versprochen, die Politik seines Vorgängers fortzusetzen. Doch bald begann er Friedensgespräche mit den Farc und machte dabei weitreichende Konzessionen. Dies trug ihm in weiten Kreisen den Ruf eines Verräters ein. Mit Mühe und Not schaffte er die Wiederwahl vor vier Jahren. In den Wahlen vom Sonntag verlor seine Partei fast ein Drittel ihrer Stimmen. Am bittersten ist das Wahlergebnis allerdings für die Farc selbst, die erstmals als politische Partei antraten. Sie erreichten gerade einmal 0,21 Prozent der Stimmen (für die eine Kammer) und 0,34 Prozent der Stimmen (für die andere Kammer). Gleichwohl werden sie im neuen Parlament mit zehn durch den Friedensvertrag garantierten Sitzen vertreten sein (fünf in jeder Kammer).

Die Parlamentswahlen galten auch als Test für die Präsidentschaftswahlen Ende Mai. Sollte die Wahl auf Uribes Kandidaten Iván Duque fallen, dürfte sich der kurze politische Frühling der Farc rasch seinem Ende nähern. Kolumbien bleibe, dank der demokratischen Urgewalt Uribes, die bürgerliche Bastion Südamerikas. Florian Schwab

Einfacher denken in guten Röcken

Deutschlands erste Digitalministerin, Dorothee Bär, polarisierte schon vor Amtsantritt mit markigen Sätzen und fränkischem Charme. Was kann sie erreichen? Eine Begegnung in Berlin.
Von Claudia Schumacher



Unerwartete Ohrfeigen: Digitalpolitikerin Bär, 39.

«Ich grüsse Sie», sagt Dorothee Bär, und da ist es schon, ihr heiteres Fränkisch, das neuerdings viele unpassend finden an der Spitzenpolitikerin. Deutschlands erste Digitalministerin polarisiert. Das beginnt bei den Bildern, die sie produziert, bei ihrem Äusseren, ihrer Persönlichkeit, die sie auf der Fotoplattform Instagram inszeniert, und hört nicht auf bei den Sätzen, die sie scheinbar rauspfeffert und die ankommen können wie unerwartete Ohrfeigen. Deutschland habe einen «Datenschutz wie im 18. Jahrhundert», sagt die CSU-Frau etwa, oder: «Auf Twitter sind zu viele Psychopathen unterwegs.» Am meisten provozierte ihr lautes Nachdenken über «Flugtaxi», die künftig im Luftraum unterwegs sein könnten – wo es in Deutschland doch noch grundlegend beim Breitbandausbau hapert.

Die Häme war gross, besonders auf Twitter. Dabei ging es Bär darum, auf einen Mangel an Innovationslust in Deutschland hinzuwei-

sen, der die Digitalisierung erschwert. Es geht um mehr als nur um den Breitbandausbau, auch wenn Bärs Flugtaxi-Beispiel vielen zu luftig erschien.

Ausdauer einer Marathonläuferin

Ihre Frische, ihr Charme, der Mangel an Vorsicht und die Freude an der klaren Aussage: Manche finden sie schnippisch. «Schnippisch, so würde mein Mann das wohl auch nennen», sagt Bär und klingt dabei trotzig. Der Eindruck hält nur einen Moment, dann lacht sie herzlich. Das Treffen findet abends, zwei Tage vor ihrer Vereidigung, in einem Restaurant des Bundestags statt. Sie gönnt sich einen Latte macchiato und isst die beigelegte Schokolade. Am Morgen musste Bär in ihrer alten Rolle als Staatssekretärin im Verkehrsministerium Termine wahrnehmen, dann wurde der Koalitionsvertrag unterzeichnet. Bär unterlegte das mitgeschnittene Geschehen in ihrer Instagram-Story mit

wummernden Techno-Beats. Bei vielen hält sich die Begeisterung über die Neuaufgabe der grossen Koalition eher in Grenzen, Dorothee Bär setzt sich darüber hinweg. «Es war heute auch spürbar, dass jetzt alle ein bisschen Lust haben, zu regieren. Das hilft ja», sagt sie mit leiser Ironie.

Bärs gute Laune ist an diesem Abend umso bemerkenswerter, als sich die Medien im Verlauf des Tages negativ mit ihr befassten. Im *Handelsblatt* wurde sie als «Luftnummer» bezeichnet, die mit «wenig Kompetenzen ausgestattet» sei, dafür aber als «Meisterin der Selbstdarstellung» glänze. Deutschlands bekanntester Digitalkolumnist, Sascha Lobo, attestierte Bär in einem Podcast eine zu grosse Flexibilität in ihren Meinungen beziehungsweise die «Kunst, elegant umzufallen». Darauf angesprochen, verdreht Bär die Augen. «Das sind so Herren, die sich nicht einmal die Mühe machen, mit mir zu reden.» Eine grosse Mühe wäre es nicht: Bär stellt sich online den Fragen der Bürger und gibt Interviews mit der Ausdauer einer Marathonläuferin.

Der *Handelsblatt*-Journalist machte sich – wie viele – über ihre Rolle als «Staatsministerin für Digitales» ohne Stab und Budget lustig. «Klar, man könnte schon ein Bundesministerium für Digitalisierung einrichten», sagt Bär dazu und nippt an der Tasse. «Aber was wäre die Substanz?» Man müsste dann aus jedem Ministerium alle Themen herausnehmen, die die Digitalisierung betreffen. «Dann hätten wir aber fünfzehn analoge Ministerien und ein digitales Superministerium», so Bär. Beraube man das Familienministerium der digitalen Bildung von Kindern und Jugendlichen oder das Gesundheitsministerium der elektronischen Patientenakte, fielen dort die spannendsten Themen weg. Tatsächlich durchzieht die Digitalisierung den neuen Koalitionsvertrag als roter Faden, alle reden von ihr. Bär fällt die Rolle einer digitalen Botschafterin zwischen den Ministerien zu, die Ideen und Prozesse anstösst und zentrale Ansprechpartnerin ist.

Man kann Bär ihre veränderte Haltung beim Datenschutz vorwerfen. 2013 sagte sie: «Beim Thema Datenschutz wurde klar, dass das Ende der Privatsphäre im Internet genauso wenig akzeptiert werden kann wie ein Verzicht auf Anonymität.» Heute spricht sie lieber von «Datensouveränität»; sie zeigt sich industriefreundlich, glaubt aber, das schliesse einen guten Verbraucherschutz nicht aus: «Die

Souveränität darüber, welche Daten an Unternehmen gehen, kann auch bei einem progressiveren Verständnis von Datenschutz am Ende beim Bürger liegen.» Wer profitiere, gebe oft gerne Daten preis. Etwa an Versicherungen, wenn es um das eigene Fahrverhalten gehe und Prämienvergünstigungen winkten.

Die Irritation, die von Bär ausgeht, lässt sich mit einem Blick auf ihren Instagram-Account begreifen. Auf einem Bild ist sie während eines Interviews zu sehen, in einem pinkfarbenen Rock. Eine Stil-Journalistin kommentierte: «Guter Rock! Auch wenn das nicht das Thema ist.» Bär antwortete: «Aber ich finde es einfacher, in guten Röcken zu denken.» Eine Hommage an Designerin Victoria Beckham, die sagte: «In flachen Schuhen kann ich mich einfach nicht konzentrieren.»

Was ist davon zu halten, wenn eine Politikerin Celebrities zitiert? Bär gehört jedenfalls zu einer neuen Gattung von Politikerinnen, die sich eine persönliche Färbung zugestehen, wie sie auch männliche Politiker zelebrieren. Bär gibt ihre Weiblichkeit nicht an der Garderobe zur Macht ab, sie zelebriert sie. Manchen geht das zu weit. Als etwa Hazel Brugger einmal in der «Heute-Show» mit Bär Fondue ass, mokierte sie sich über ein Bild im Internet, auf dem Bär aus einem Pool klettert. Bär erklärte, sie sei Rettungsschwimmerin. Brugger: «Das Bild sah mehr so aus: <Ich rette

einen einsamen Mann vor einer traurigen Nacht.»

Sexyness hin oder her: Dass Bär, die seit Jahren als Digitalpolitikerin arbeitet, fachkundig ist, attestieren ihr Experten. Selbst Kritiker Lobo befindet: «Männer in sozialen Medien warfen ihr <Ahnungslosigkeit> vor – misogynen Getöse, es ist leicht zu recherchieren, dass Bär sehr gut weiss, wovon sie spricht.»

Jobs, die es noch gar nicht gibt

Man kann aber fragen, weshalb der Breitbandausbau in Deutschland immer noch so wenig vorangekommen ist. Bär ist künftig nicht mehr dafür zuständig – sie war es aber seit 2013. Als Staatssekretärin im Verkehrsministerium verantwortete sie die digitale Infrastruktur mit. «Wir hatten den Auftrag, den Breitbandausbau in Deutschland zu verwirklichen – dazu aber einen Etat von null Euro», erklärt Bär. «Also waren wir zunächst damit befasst, Geld in den Haushalt zu bekommen, und wir mussten ein Förderprogramm stricken, das mit sechzehn Bundesländern ebenso kompatibel ist wie mit EU-Recht. Bundesländer wie Bayern steuerten aus eigener Kasse 1,5 Milliarden Euro bei, während sich andere Länder gar nicht damit beschäftigen wollten.» Es komme alles, dauere aber.

Digitalisierung ist in Deutschland mit mehr als achtzig Millionen Bürgern von einem an-

deren Kaliber als in den kleinen Ländern Skandinaviens, die Vorreiter sind. Wie Bär richtig erkennt, besteht in Deutschland ein «Mentalitätsproblem», eine «Angst vor der Digitalisierung», die dazu führt, dass wegweisende Entwicklungen verschlafen werden. Zudem ist es ein Fass ohne Boden: Digitalisierung betrifft nicht nur Datenschutz, Netzneutralität oder Urheberrechte, sondern auch Behörden-gänge, das Gesundheitssystem, Arbeitsplätze im Zeitalter der künstlichen Intelligenz, die Landwirtschaft und die Bildung. Schafft es Bär im neugeschaffenen Amt nicht, ihren Zuständigkeitsbereich klar zu umreissen, wird sie zwangsläufig scheitern. Aber sie hat auch Chancen, gerade durch ihre Art.

Während etwa die AfD bereits Angst vor dem Arbeitsplatzverlust schürt, sagt Bär: «Diesen Kulturpessimismus lehne ich ab.» Dann erzählt sie von ihrem Opa, der Betriebsleiter in einem Unternehmen war und zu dessen Zeit es Saalleiter und Brotzeitholer gab – Jobs, die ganz ohne Digitalisierung ausgestorben seien; die Arbeitswelt verändere sich eben. «Die Schulkinder von heute werden in Jobs arbeiten, die es noch gar nicht gibt.»


Bär könnte als kundige Frau mit Dialekt, freundlichem Gesicht und menschenlichem Charme die Botschaft verkörpern, dass Digitalisierung Freund, nicht Feind ist. Das wäre ein Anfang. ○

MESSE FÜR KREATIVE IDEEN



Creativa
BASEL

MESSE BASEL
26. – 29. April 2018

 www.facebook.com/creativa.zuerich

www.creativa-schweiz.ch

Rückkehr aus Absurdistan

Von Thilo Sarrazin — Angela Merkel befolgt eine Grundregel des politischen Machterhalts: niemals einen schweren Fehler zugeben. Kann sie ihre Karriere mit dem richtigen Schlussstein beenden?



Die Zustimmung der SPD-Mitglieder zur grossen Koalition hat der taumelnden ehemaligen Arbeiterpartei eine Atempause und der Bundeskanzlerin Angela Merkel eine vierte Amtszeit verschafft. Bei der nächsten Bundestagswahl im Herbst 2021 wird sie mit sechzehn Amtsjahren ebenso lange wie Helmut Kohl und zwei Jahre länger als Konrad Adenauer regiert haben. Alle Spekulationen, ihre Amtszeit könnte vorzeitig enden, halte ich für unbegründet:

Nur einmal in der bundesdeutschen Geschichte gab ein Bundeskanzler sein Amt freiwillig auf. Das war im Mai 1974 Willy Brandt, als sein enger Mitarbeiter Günter Guillaume als DDR-Spion entlarvt wurde. Konrad Adenauer musste 1961 vor seiner letzten Wahl zum Bundeskanzler einer Amtszeitbegrenzung auf zwei Jahre zustimmen, da war er bereits 87 Jahre alt. Ludwig Erhard stürzte 1966, als die von ihm geführte Koalition mit der FDP auseinanderbrach. Helmut Schmidt stürzte 1982, als die FDP die sozialliberale Koalition verliess und Helmut Kohl ins Amt verhalf. Wer aber könnte Angela Merkel stürzen, nachdem sie am 15. März vom Bundestag erneut gewählt worden ist? Und warum sollte sie vor Ablauf ihrer Amtszeit ihr Amt freiwillig aufgeben?

Der SPD fehlt jeder Anreiz, die jetzt unter Schmerzen zustande gekommene Regierungsbeteiligung vorzeitig aufzukündigen. In der Koalitionsvereinbarung und bei der Verteilung der Regierungsämter hat sie sich einen Einfluss gesichert, der über ihr mageres Wahlergebnis von 20,5 Prozent weit hinausgeht. Die jüngsten Umfragen sehen die SPD stabil bei 16 Prozent. Wenn sie weiterhin den Eindruck von Fahrigkeit oder Willkür erweckt, könnten es bei Neuwahlen aber auch deutlich weniger werden. Für die SPD kann es in den kommenden Jahren nur die Devise geben, durch solide Regierungsarbeit das eigene ramponierte Image wieder allmählich zu verbessern. Mit Andrea Nahles als Partei- und Fraktionsvorsitzender und dem bisherigen Hamburger Bürgermeister Olaf Scholz als Vizekanzler und Finanzminister gibt es dazu eine faire Chance. Wie die Vergangenheit zeigte, harmonisieren zudem beide gut mit Angela Merkel.

In der CDU hat Angela Merkel ihre Position gestärkt, indem sie der Riege der jungen und jüngeren Nachfolger wichtige Partei- und Regierungsämter gab. Jetzt muss sich die Schar der Kronprinzen und -prinzessinnen erst einmal einarbeiten und in Ämtern bewähren. Das schafft für einige Jahre Ruhe. Der eine oder andere wird dabei sicherlich auch Glanz verlieren oder gar scheitern. Für Machtspielen haben sie vorerst weder Zeit noch Gelegenheit.

Der eigentliche Schwachpunkt der künftigen Bundesregierung ist paradoxerweise die CSU. Ihr Vorsitzender Horst Seehofer hatte als bayerischer Ministerpräsident die Flücht-



Was ist ihr historisches Monument? Merkel.

lingspolitik und den Kontrollverlust der Bundesregierung seit 2015 so scharf kritisiert, dass sein Verhältnis zu Merkel als völlig zertrümmert gelten kann. Am Ende aber machte er alles mit, und sein Schlingerkurs konnte die CSU vor empfindlichen Verlusten bei der Bundestagswahl nicht retten. Deshalb muss er jetzt sein Amt als bayerischer Ministerpräsident räumen und dem bisherigen Finanzminister Markus Söder überlassen. Parteivorsitzender darf er noch für einige Jahre bleiben, aber er ist angezählt.

In der Bundesregierung wird Seehofer als Innenminister für die wichtigsten Fragen der deutschen Innenpolitik rund um Flücht-

migration, Asyl und Einwanderung zuständig sein. Er macht nicht den Eindruck, mit einem Sack voll neuer Ideen in sein neues Amt zu kommen. Er wirkt eher wie ein alternder Löwe, der bisweilen unlustig die Pranke hebt, um sich Respekt zu verschaffen. Wie will er sich da durchsetzen bei den europäischen Innenministern, gegen ein feindseliges Kanzleramt, das auf seine Niederlage wartet, und gegen einen linken sozialdemokratischen Justizminister? Ich befürchte deshalb, dass in der neuen Regierung nicht nur der Bundesinnenminister Horst Seehofer, sondern mit ihm auch die wichtigsten Fragen der Innenpolitik und der Zukunft Deutschlands unter die Räder kommen.

Monumente Adenauers, Kohls, Schröders

Die einzige Hoffnung, die man an dieser Stelle paradoxerweise haben muss und vielleicht auch haben kann, ist Angela Merkel. Ihre grossen Fehler sind bekannt:

- der überstürzte Ausstieg aus der Kernenergie, die falsch angelegte Energiewende
- die Aufgabe der Währungsarchitektur des Maastricht-Vertrages zugunsten einer kopflosen Rettungspolitik
- der Verzicht auf eine Reform der Sozialsysteme, die hemmungslose Abgabepolitik
- vor allem aber der opportunistische, leichtfertige und gedankenlose Umgang mit der Fluchtmigration und ihren Folgen.

Angela Merkel befolgt eine Grundregel des politischen Machterhalts: niemals einen schweren Fehler zugeben. Entsprechend patzig und wegwerfend reagiert sie, wenn sie mit den sachlichen und politischen Folgen ihrer Fehlsteuerung von 2015 konfrontiert wird. Zu diesen Folgen zählt nicht zuletzt eine AfD im Bundestag, die in den Umfragen mittlerweile der SPD im Nacken sitzt.

Aber natürlich weiss Angela Merkel, dass die ungelösten Fragen von Fluchtmigration und Einwanderung ihr historisches Bild verdunkeln, wenn sie weiter ungelöst bleiben. Alle bedeutenden Kanzler versuchten, am Ende ihrer Karriere den richtigen Schlussstein zu setzen, der ihr historisches Monument sein würde. Bei Konrad Adenauer war dies der deutsch-französische Freundschaftsvertrag, bei Helmut Schmidt die Nachrüstung, bei Helmut Kohl der Euro, bei Gerhard Schröder die Reform des Arbeitsmarktes.

Bei Angela Merkel sollten es die Sicherung der Grenzen und die so bewirkte Bewahrung der deutschen und europäischen Kultur sein. Kann ihr solch ein Gedanke überhaupt kommen? Kann sie so weit von sich selbst zurücktreten? Ich weiss es nicht.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Gegenrede

Keine Schuld am Holocaust

Wir Polen brauchen uns für unsere Haltung während des Holocaust nicht zu schämen. Der polnische Staat versuchte, den nationalsozialistischen Völkermord an Juden mit allen möglichen Mitteln zu stoppen. Eine Entgegnung auf einen *Weltwoche*-Artikel. Von *Jakub Kumoch*

Ich war zutiefst schockiert, als ich im Artikel von Pierre Heumann «Nachhilfe für Holocaust» (*Weltwoche* Nr. 8/18) gelesen habe, dass Polens Premierminister Mateusz Morawiecki in Bezug auf den Holocaust «die Geschichte des Zweiten Weltkriegs verfälscht». Ich nehme das zum Anlass, um den polnischen Standpunkt zum Holocaust genauer darzulegen.

Wir sind keinesfalls mit der Behauptung einverstanden, dass Polen eine Verantwortung für den Holocaust trägt. Warum? Die Begründung ist einfach: Der polnische Staat trägt keine Schuld am Holocaust. Vielmehr versuchte er, dem Holocaust vom ersten Kriegstag an entgegenzuwirken. Diejenigen, die mit den deutschen Nazis kollaborierten, waren Einzelfälle – Schurken, die nie im Namen des polnischen Staates agierten.

Organisation zur Rettung von Juden

Der Zweite Weltkrieg begann für Polen am 1. September 1939, als die deutsche Luftwaffe die Stadt Wielun dem Erdboden gleichmachte und die Wehrmacht die polnische Garnison auf der Westerplatte in Danzig angriff. Polen verlor den Kampf, weil die Deutschen nach siebzehn Tagen Unterstützung von ihrem damaligen Verbündeten, der Sowjetunion, erhielten. Die polnische Regierung kapitulierte nicht und setzte den Kampf zuerst von Paris und dann von London aus fort.

Kein Land hat sich den Deutschen so kompromisslos widersetzt wie Polen. Es gab kein «polnisches Vichy» und keinen «polnischen Quisling». Keine der politischen Parteien nahm die Kollaboration mit dem deutschen Besatzer auf. Die polnische Armee kämpfte weiter im Ausland. Die Schweizer kennen die Geschichte der 2. Polnischen Schützendivision, die sich im Juni 1940 weigerte, zusammen mit Frankreich zu kapitulieren, und nach schweren Kämpfen die Grenze zur Schweiz überschritt, um dann einen Beitrag zur Vorbereitung der Schweizer Verteidigung zu leisten.

Gleichzeitig versuchte die polnische Regierung, mit ihren begrenzten Mitteln den Holocaust zu verhindern. Im Dezember 1942 informierte sie die Alliierten über die Massenmorde an Juden im von Nazideutschland besetzten Polen. Niemand interessierte sich

dafür. 1943 beging ein jüdischer Minister der polnischen Exilregierung in London Selbstmord, um auf diese Weise gegen die Untätigkeit der Alliierten zu protestieren. In Polen funktionierte die Żegota – eine grosse Untergrundorganisation, die von der Exilregierung gegründet wurde, um Juden zu retten.

Aktiv waren Diplomaten wie der polnische Botschafter in Bern, Aleksander Lados. Seine Mitarbeiter stellten illegal lateinamerikanische Pässe her, um so Juden vor dem Holo-



Kompromissloser Widerstand.

caust zu retten. Polnische Behörden halfen auch der schweizerisch-jüdischen Familie Sternbuch bei den Verhandlungen mit den Nazis über die Freilassung von Juden gegen Lösegeld. Polen unterstützte 1944 auch die Idee einer Bombardierung der Bahnroute nach Auschwitz-Birkenau.

Morawieckis Worte

Was ich mit alledem sagen will: Wir brauchen uns für unsere Haltung während des Holocaust nicht zu schämen. Im Gegenteil: Wir sind stolz darauf, wie die polnische Regierung auf den Holocaust reagierte.

Pierre Heumann schreibt in seinem Artikel auch, dass «Morawiecki aus jüdischen Opfern jüdische Täter macht». Diese These finde ich absurd. Es geht keinesfalls um die Gleich-

Die Nazi-Kollaborateure waren Schurken, die nie im Namen des polnischen Staates agierten.

stellung von Opfern und Tätern. Der Sinn von Morawieckis Worten auf der Münchner Sicherheitskonferenz ist doch ein völlig anderer: Es gab im Krieg Menschen aus verschiedenen Nationen, die ihre jüdischen Mitbürger an deutsche Besatzer auslieferten und sie so zum Tode verurteilten.

Ihre Motive waren zwar wichtig, aber die Folge dieses schändlichen Verhaltens war fast immer die gleiche – der menschliche Tod. Bestätigt haben das zuerst polnische Heimatarmee-Gerichte noch während des Krieges und dann in den 1950ern die israelischen, die einige Verräter verurteilt haben. Dass es unter Juden auch einzelne Personen gab, die ihre Mitmenschen verraten haben, vermindert auf keinen Fall das unvorstellbare, unermessliche Leiden des jüdischen Volkes im Holocaust.

Verräter waren Einzelfälle

Ich unterstreiche: Es geht um Einzelfälle. Und das gilt auch für die Polen. Es gab ja damals in Polen einzelne Personen, die die eigene Regierung verrieten (Ich betone: Sie haben sie verraten) und die ihre jüdischen Mitbürger an die Nazideutschen auslieferten, obwohl die polnische Regierung dieses Verhalten mit der Todesstrafe ahndete. Sie taten es, weil sie Schurken waren. Sie handelten gegen ihren eigenen Staat und verschuldeten so oft auch den Tod anderer Polen, die den Juden Schutz boten. Diese Verräter agierten niemals im Namen der polnischen Regierung oder des ganzen Volkes.

Jakub Kumoch, 42, ist seit 2016 Botschafter der Republik Polen in der Schweiz.



Ihn kennt man, ihm vertraut man: russischer Präsident Putin.

Mister 70 Prozent

Die meisten Russen wünschen sich einen Wandel, zugleich fürchten sie sich davor. Genau wegen dieses Widerspruchs wird Wladimir Putin am kommenden Sonntag wiedergewählt werden. Ohne Betrug und ohne Mogeleyen. *Von Wolfgang Koydl*

Der Ukas des Kreml ging schon Ende letzten Jahres hinaus ins Land – an die Republiken, Regionen, Gebiete und autonomen Kreise der Russischen Föderation. Der Befehl lässt sich in zwei Zahlen zusammenfassen: 70 und 70. Die Behörden sollen bei den Präsidentschaftswahlen am 18. März sicherstellen, dass die Wahlbeteiligung bei 70 Prozent liegt und dass Wladimir Putin 70 Prozent der abgegebenen Stimmen erhält.

Beim zweiten Punkt muss sich Moskau keine Sorgen machen, auch wenn Putins Zustimmungsrate knapp zwei Wochen vor der Wahl unter 70 Prozent gesunken ist: Nur noch 69,9 Prozent der Befragten gaben an, ihn wählen zu wollen. Doch der Abstand zu den sieben Mitbewerbern bleibt komfortabel gross: Der Zweitplatzierte, Pawel Grudin in von den Kommunisten, kommt auf 6,9 Prozent, und Xenia Sobtschak, das blonde Pin-up-Girl des Westens, kümmert bei 1,3 Prozent vor sich hin.

Schwieriger dürfte es bei der Wahlbeteiligung werden. Nicht zu Unrecht befürchtet man im Kreml, dass viele Russen sich die Mühe ersparen wollen, zu einer Abstimmung zu gehen, deren Ausgang bereits gewiss ist. Zumal dann, wenn sie grossmehrheitlich mit dem Amtsinhaber zufrieden sind und keinen Wechsel an der Spitze wünschen. Im Grunde

genommen finden sich die Russen in einer ähnlichen Situation wieder wie die Deutschen vor der Bundestagswahl im letzten September: Egal, wo diese ihr Kreuz setzten, am Ende kam doch immer Angela Merkel raus.

Dennoch wäre es schlecht für Putins Legitimität, wenn deutlich weniger Menschen wählen würden als beim letzten Mal. Der nicht zugelassene Oppositionskandidat und Darling des Westens, Alexei Nawalny, setzt genau darauf und hat auf seinem Youtube-Kanal zum Wahlboykott aufgerufen. Die Staatsmacht kontert über das Fernsehen – mit einem witzig gemachten Filmchen, das die potenziell drastischen Folgen von Wahlmüdigkeit illustriert.

Jungwähler wollen umworben werden

In dem Streifen macht sich ein Ehemann lustig über seine Frau, die den Wecker stellt, um am nächsten Morgen wählen zu gehen. In der Nacht hat er einen Albtraum: Ein General will ihn zum Militärdienst abholen, den man neuerdings bis zum 60. Lebensjahr ableisten muss. Sein Sohn will Millionen von Rubeln für Sicherheitskräfte an der Schule. Und in der Küche sitzt ein von seinem Partner verlassener «Pflegeschwuler», wie ihn jede Familie aufnehmen muss: «Gesetz ist Gesetz», flötet er

und wirft kokett die Haare zurück. Verständlich, dass der Ehemann beim Weckerklingeln aus dem Bett springt und an die Urne eilt.

Der Film zeigt freilich auch etwas anderes: In Russland kann die Staatsmacht nicht mehr auf Zwang, Pflicht und Strafen setzen, sondern muss die Bürger umwerben. Das gilt insbesondere für die Jungwähler, die Generation Putin. Es sind die Achtzehnjährigen, die in diesem Jahr zum ersten Mal wählen gehen – mithin jene Generation, die seit ihrer Geburt niemand anderen im Kreml kennt als Wladimir Putin. So lange ist er schon an der Macht, denn auch während des kurzen Interregnums von 2008 bis 2012 hatte er die Zügel nicht wirklich an seinen Platzhalter Dmitri Medwedew abgegeben.

Regimekritiker Nawalny und seine westlichen Bewunderer setzen ihre Hoffnungen in diese Generation. Stolz verweisen sie darauf, wie viele junge Leute an den Demonstrationen gegen Korruption und Amtsmissbrauch teilnahmen, die sie organisiert hatten. Diese Menschen seien aufgeschlossen, modern, sozial vernetzt und daher im Grossen und Ganzen ihren westlichen Altersgenossen ähnlich. Mit Putin hätten sie nichts am Hut, der Präsident könne sich nur auf arme, ewiggestrige Provinzler stützen – das russische Gegenstück zu Brexit- und Trump-Wählern.

Wenn man sich da mal nur nicht täuscht. Eine Erhebung des anerkannten Moskauer Meinungsforschungsinstituts Lewada über die Haltung der Russen zu Wandel und Veränderung ist zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen: Demnach wollen vor allem die Älteren einen Wechsel, derweil der Wunsch nach einem Beibehalten des Status quo in der Gruppe der unter 25-Jährigen am stärksten ausgeprägt ist. Mit anderen Worten: Gerade diejenigen, die nichts anderes als Putin kennen, scheuen das Risiko von Veränderungen. Ganz abgesehen davon, dass man in der politischen Landschaft auch nirgendwo einen Reformen erkennt. Auf die Frage nach einem Politiker mit einem attraktiven Reformprogramm antworteten 31 Prozent mit «Keiner», weitere 30 Prozent mit «Weiss nicht». Dann kam schon Dauerpräsident und Stabilitätsgarant Putin mit 25 Prozent. Der quirilige Springteufel Nawalny landete mit zwei Prozent auf dem letzten Rang.

Wie aber lässt sich das Paradox erklären, dass Putin sechs weitere Jahre im Amt sicher sind, wenn eine Mehrheit der Wähler einen Wandel herbeisehnt? Hier lohnt sich ein kurzer Abstecher in die Tiefen der russischen Seele, deren pessimistische Grundhaltung ein Sprichwort illustriert: «Heute ist es schlechter als gestern und besser als morgen.» Denn die Geschichte und die eigene Lebenserfahrung haben gezeigt, dass Veränderungen eben nicht nur Fortschritte und Verbesserungen bringen, sondern auch Unsicherheit, Chaos und persönliches Leid.

Niemand, schon gar nicht Putin und sein Umfeld, hat vergessen, wie die Perestroika eine ungeplante Richtungsänderung und in die chaotischen neunziger Jahre mündete, als das Unterste zuoberst gekehrt wurde.

Das Russische kennt sogar einen festen Begriff für solche Wirren, der sich fest ins kollektive Gedächtnis gefressen hat: Smuta bezeichnet jene fünfzehn Jahre zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als Russland von Krieg, Terror, Besatzung, Hunger und Verfolgung überzogen wurde. Solchen Erfahrungen entspringt die Erkenntnis, dass ein Land, das sich über zehn Zeitzonen erstreckt und keine natürlichen Grenzen hat, bislang immer am besten von einer starken Person geführt wurde. Auf Fragen nach den erfolgreichsten Reformern der russischen Geschichte werden

denn auch regelmässig Zar Peter der Grosse und Josef Stalin genannt, nicht Nikita Chruschtschow und Michail Gorbatschow.

Der Berliner Osteuropa-Historiker Jörg Barberowski weist denn auch zu Recht darauf hin, dass auch der Westen mit Putin den besten Deal bekomme: «Der Westen glaubt, die Russen wählten Liberale und Grüne, wenn man sie nur liesse. Das ist völlig abwegig.» Vielmehr würden sie Faschisten und Neokommunisten wählen. Ihr Gedankengut findet sich überdies auch in Teilen von Nawalyns Programm wieder, etwa in Zwangsmassnahmen gegen Migranten aus dem Kaukasus und aus Zentralasien.

Demokratie unter «ferner liefern»

Solche und ähnliche Vorschläge stammen übrigens aus dem Jugendflügel von Nawalyns Bewegung. Dies belegt eine weitere Erkenntnis des Lewada-Instituts: Die nach aussen hin so westliche russische Jugend teilt patriotische, nationalistische Gefühle mit ihren älteren Landsleuten. Auch an Demokratie sind sie mehrheitlich nicht interessiert: Auf einer

Prioritätenliste für die Regierung in den kommenden Jahren rangierten Gesundheitswesen, Inflation und Bildung mit 50 Prozent an erster Stelle. Faire und freie Wahlen und der Ausbau von Demokratie kamen mit 8 und 3 Prozent unter «ferner liefern».

Die Meinungsforscher wiesen zudem auf einen weiteren Umstand hin: Wandel bedeutet nicht zwangsläufig eine Veränderung zum Besseren, hin zu Demokratie, Freiheit und Bürgerrechten. «Auch Menschen in entlegenen Kleinstädten im europäischen Teil Russlands sehnen sich nach Wandel», heisst es in der Studie. «Sie wollen eine stärkere Regierung, sie wollen alle Reichen er-

schiessen, sie wollen, dass der nette Genosse Stalin zurückkommt und alle rettet. Auch das wäre ein Wandel.» Andere wiederum verstünden unter Wechsel einen radikalen Umsturz der bestehenden Verhältnisse: «So wie die Berliner Mauer. Als die fiel, veränderte sich alles.»

Gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma zwischen Reformwunsch und Reformfurcht? Ja. Putin muss die Veränderungen vornehmen. Ihn kennt man, ihm vertraut man. Bis jetzt hat er diese Aufgabe sträflich vernachlässigt. Nun bekommt er noch eine Chance. Es ist die letzte. ○



Inside Washington

Gott und die Girls

Amerikas Frauen streben ins Weisse Haus.

Oprah Winfrey, Talkshow-Queen und Beichtmutter der Celebrities, möchte Präsidentin werden – wenn Gott ihr das befiehlt. Dem *People*-Magazin vertraute die Medienmilliardärin an: «Ich habe gebetet: <Gott, wenn du denkst, dass ich kandidieren sollte, dann musst du mir das sagen, aber bitte so klar, dass auch ich es verstehe.> Bis jetzt habe ich das noch nicht gehört.» Bis jetzt hat Miss Winfrey also weder Gottes Auftrag erhalten noch die 38 000-Dollar-Handtasche aus der Zürcher Boutique Trois Pommes, wo sie nach eigenen Worten Opfer erniedrigenden Rassismus wurde.

Ihre Konkurrentinnen warten allerdings nicht auf göttliche Eingebung. Im Jahr von #MeToo stehen weibliche Demokraten für die Präsidentenlotterie von 2020 geradezu Schlange. Kandidatin Nummer eins: Senatorin Elizabeth Warren aus Massachusetts. Auch bekannt als «Pocahontas», verweigert das Sexsymbol der Linken (so die *New York Times*) einen DNA-Test, mit dem ihre indische Abstammung bewiesen werden könnte. Sie soll sich eine solche zugelegt haben, um an der juristischen Fakultät von Harvard bevorzugt behandelt zu werden.

Kandidatin Nummer zwei: Senatorin Kirsten Gillibrand aus New York. Um ihre #MeToo-Glaubwürdigkeit zu beweisen, hat der Günstling von Hillary Clinton öffentlich Bill Clinton blossgestellt. Ausserdem schmeisst sie gerne mit Schimpfwörtern um sich: «Hat er [Trump] eines dieser Versprechen eingehalten? Nein. *Fuck, no.*»

Kandidatin Nummer drei: Senatorin Kamala Harris aus Kalifornien. Die ehemalige kalifornische Generalstaatsanwältin nennt Kalifornien Amerikas Zukunft. Nach den Zahlen der US-Volkszählungsbehörde verlässt allerdings eine rekordhohe Anzahl von Menschen den Bundesstaat. Nur New York verliert mehr Bürger. Wird Gott sich durch eines dieser politischen Gefässe offenbaren? Nur die Zeit und die Umfragezahlen werden es zeigen. *Amy Holmes*



Oppositionsführer Nawalny.

Der quirilige Springteufel Nawalny landete auf dem letzten Rang.

Mummenschanz im Heiligen Land

Bisweilen ist Politik in Israel Wahlkampf, bisweilen Kostümparty. Und manchmal ist das eine vom anderen nicht zu unterscheiden. Mittendrin faucht Benjamin «Bibi» Netanjahu, der in die Enge getriebene Kampfstier. Von Matthias Matussek

Im kleinen und feinen «Lily & Bloom»-Boutique-Hotel in Tel Aviv schüttelt Noa ihre Lockenpracht hinter dem Frühstückstresen, noch leicht angeschlagen vom Purim, diesem jüdischen Fasching, dieser überschnappenden Gedenkparty, an der die Errettung vor der totalen Vernichtung durch Haman, den bösen Regierungschef des persischen Königs Xerxes I., gefeiert wird – die wunderbare Esther, was für eine biblische Frauenfigur, hat dies durch ihre Gebete beim Allerhöchsten erreicht.

In diesen Tagen der Narretei soll immer, wenn der Name Haman fällt, mit Rasseln und Trommeln Krach geschlagen werden, nach dem Gebot Gottes, um dadurch den Namen Amaleks, Hamans Vorfahr, auszulöschen, der einst den Auszug des auserwählten Volkes ins Gelobte Land behindert hatte.

Kostüme sind eiserne Pflicht. Noa ging als eine der «Incredibles», Restaurantchef Shlomo war der vor Angst schlotternde Vater von zwei kleinen Zombie-Söhnen, jetzt sitzt er schon wieder konzentriert über seinen Tabellen am Tresen an diesem wie immer sonnigen Vormittag in Tel Aviv.

Thora-Rolle statt MG

Tel für «alt» und Aviv für «Frühling», eine beschwingte Strandstadt ewiger und schöner Jugend: all die Liebespaare und jungen Soldaten nachts auf dem Rothschild-Boulevard; die vielen kleinen Restaurants und die Familien am Frishman Beach; diese völlig unbelastete Schwulenmetropole, umgeben von einer fanatisch strengen islamischen Welt – so viel ostentative Lässigkeit, die allein schon reichen dürfte, den Mullahs der umliegenden Staaten den Tee zu verbittern. Und, was die Sittenlosigkeit angeht, auch den Orthodoxen im Lande.

Allerdings vibriert es derzeit, es bebt in diesen Tagen politisch, denn Ministerpräsident Netanjahu kämpft wieder mal um sein politisches Überleben: Diesmal hat sich sein ehemaliger Kommunikationschef Hefez dem eifernden Oberstaatsanwalt Mandelblit als Kronzeuge zur Verfügung gestellt.

Avichai Mandelblit wirft dem Regierungschef Gefälligkeiten vor, die er der grössten Tageszeitung *Yedioth Ahronoth* (Auflage: 300 000) versprochen habe – im Austausch für eine gefälligere Berichterstattung. Andere wiederum behaupten, Mandelblit sei auf dem Kriegspfad gegen Netanjahu ohne wirkliche Beweise.

Hefez war Chefredaktor der Zeitung. Er hat auf beiden Seiten gearbeitet.

Man könnte sagen, in diesem Purim wird nicht beim Nennen von «Haman» gerasselt, sondern bei jenem von «Netanjahu», zumindest was die regierungskritische *Haaretz* angeht und die meisten der jungen Wähler in dieser liberalen Stadt. Allerdings wünscht sich *Haaretz* dann doch mehr Lärm: Blockaden, brennende Autoreifen, Verhaftungen, Aufruhr. Protest ist per definitionem: ein Zeichen schärfster Verdammung. Und dieser Protest gilt einem Regierungschef, der seine Nation schützt und Schaden von ihr abwenden will.

Die andere Bedrohung für Netanjahu kam dieser Tage in Form eines Purim-Kostüms. Netanjahus Verteidigungsminister «Litvi» Lieberman trug die Montur eines frommen Haredi in Camouflage, der statt mit einem MG mit einer Thora-Rolle ausgestattet war, also einen orthodoxen Soldaten darstellte. Lieberman kämpft gegen den von den Ultrareligiösen verlangten Verfassungszusatz, der alle Orthodoxen (nicht nur Jeschiwa-Schüler) vom Militärdienst befreit, und die dabei auf Netanjahu und seinen Likud setzen.

Tatsächlich sind orthodoxe Männer in Israel freigestellt vom Militärdienst und von Arbeit aller Art, sie werden vom Staat alimentiert und von ihren arbeitenden Frauen, die zudem im Schnitt zehn Kinder zur Welt bringen. Die

Militärdienst für Fromme? Hat die biblische Esther nicht bewiesen, dass ein Gebet zur Verteidigung werden kann?

Männer beten und studieren die Thora und sind Patriarchen, das ist ihre Arbeit. Diskussionen über Quoten oder #MeToo würden hier auf Verständnislosigkeit stossen, weshalb sie auch keiner führt.

Hier im Hotel gehen die Meinungen darüber auseinander. Militärdienst für Fromme? Aber hat die wundervolle biblische Esther nicht bewiesen, dass auch ein Gebet zur wirkungsvollen Verteidigung werden kann?

Nun ist es ja eine Tatsache, dass jeder zweite Twen in Tel Aviv mit Tattoos und Piercings und durchstochenen Ohrläppchen herumläuft, doch gemeinsam haben sie alle: den strikten und obligatorischen Militärdienst. Frauen dienen zwei, Männer drei Jahre, alle wissen, wie man eine Waffe zusammenbaut, alle teilen die Grundüberzeugung, dass ihr Land verteidigt werden muss.

Alle kennen Yad Vashem oder die Geschichten der Vorfahren aus dem Holocaust. Nie wieder wollen sie sich wie Lämmer zur Schlachtbank führen lassen, das ist generationenübergreifende Grundüberzeugung, die *Raison d'être*.

Dennoch findet Noa, dass es zu viele Soldaten gibt und dass die Orthodoxen mit ihren Gebeten auf ihre Weise zum Schutz der Nation beitragen. Sollen sie doch fernbleiben dürfen. Sie ist keine Pazifistin, keine *leftie*, aber so denkt sie nun mal. Shlomo, ihr Vorgesetzter, schüttelt den Kopf. «Sie tun nichts für die Gemeinschaft und lassen sich aushalten, das geht einfach nicht.» Noa studiert englische Literatur, derzeit vor allem die Spannung zwischen *vengeance* und *tragedy* in Shakespeares Dramen. Ist «Hamlet» ein Rachedrama oder eine Tragödie? «Beides, es geht Hand in Hand.» Und wie steht es mit Israel? Rache Geschichte, Tragödie, Realpolitik? Und was ist mit der Religion?

Im Moment herrscht Kuddelmuddel, Mummenschanz. Lieberman scheint willens zu sein, über der Frage des Militärdienstes für die Frommen die Koalition platzen zu lassen. Netanjahu ist vor seinem voraussichtlich letzten Wahlkampf angeschlagen durch seine diversen Korruptionsprozesse. Er ist ausser Landes, zu Besuch in New York, wo er zur Aipac spricht, der amerikanischen Israel-Lobby in den Staaten; er trifft sich mit seinem Freund Trump und witzelt über die Hysterie zu Hause. Kurz: Er macht Weltpolitik. Er lenkt ab. Er sagt: «In Krisen laufe ich zur Hochform auf.» «Bibi», der Kampfstier!

Shlomo, der Geschäftsmann, mag Netanjahu als Politiker von Format, Noa, die Shakespeare-Expertin, verachtet ihn. Doch selbst Shlomo meint, dass «Bibi» zurücktreten solle, einfach weil sich die Korruptionsvorwürfe häuften und er ein schlechtes Beispiel abgebe.

Rat von Meir Shalev

Buntes Publikum im Hotel. Vor dem Fahrstuhl treffe ich einen Lubawitscher, einen älteren Herrn mit steifem Hut, Mitglied dieser einzigen orthodoxen Sekte, die weltweit missioniert; ich erzähle Jacov, so heisst er, wie ich vor knapp dreissig Jahren mit Tausenden in und um die Synagoge von Sektengründer Rabbi Schneersson nachts in Brooklyn darauf wartete, dass er sich als Messias zu erkennen gebe. «Er hat selber nie behauptet, dass er der Messias sei», sagt Jacov. Dann fragt er, warum ich meine Tefillin, die Gebetsriemen, noch nicht umgebunden hätte – wir nähern uns dem Sabbat.



Fröhliche Metropole, umgeben von einer fanatisch islamischen Welt: Purim in Tel Aviv.

«Ich bin kein Jude», sage ich und kann nicht verhindern, dass es bedauernd klingt.

Aber trotz meiner Faszination für die jüdische Orthodoxie würde ich mich schämen, mir die Glut eines fremden Martyriums zu erschleichen und meine Vita an der von jüdischen Opfern zu wärmen wie viele bei uns, die sich derzeit gratis mutig als Antifaschisten auf der richtigen Seite der Geschichte wähnen. Und die sich so schamlos in die Nähe der Opfer schmuggeln, bis sie verwechselbar werden.

Zurück zum politischen Kuddelmuddel in Tel Aviv, wo die grossen Zeitungen sitzen, die ehrwürdige *Haaretz*, die knallige *Jedioth Ahronoth*. Ich rufe meinen Freund Meir Shalev an, der für die *Jedioth* schreibt, schliesslich kennt er den Kronzeugen Hefez, seinen ehemaligen Chefredaktor. Wird dieser Netanjahu zu Fall bringen?

«Hm», druckst Meir, er war zwar am Purim als Wahrsager verkleidet, doch an diese Vorhersage traut er sich nicht ran. Netanjahu wurde schon oft angezählt. Hefez soll Tonbandaufnahmen zur Verfügung gestellt haben? «Kann gut sein», sagt Meir. Er schreibt gerade darüber seine Wochenend-Kolumne. «Wahrscheinlich bin ich der einzige Israeli, der nichts aufnimmt, einfach weil ich zu dumm dazu wäre – ich bin der Typ, der mit der TV-Fernbedienung die Mikrowelle anschalten will.»

Ansonsten zitiert er den Propheten Micha, der sagte, dass die grösste Gefahr immer aus dem eigenen Hause erwachse – eine Anspielung darauf, dass simultan zu Netanjahu auch seine Ehefrau Sara befragt werden soll?

Palmen und Muskelmänner

Dass die Minister nun während «Bibis» Abwesenheit in den USA übereinander herfallen wie die Skorpione in seinem Garten am Fusse des Horeb-Gebirges, sei schon Routine, sagt Meir. Kulturministerin Miri Regev führt die Geschäfte in Abwesenheit Netanjahus, sie ist Meirs erbitterte Gegnerin, weil sie findet, dass er in seinem «Russischen Roman» über die erste «Alija», die erste Einwanderungswelle um 1900, den Anteil der Aschkenasen, also der Russen, übertrieben habe. «Aber es waren nun mal Russen», sagt Meir. Er hatte die Geschichte seiner eigenen Vorfahren aufgeschrieben.

Meir liebt Tel Aviv, weil es, anders als Jerusalem, nicht so schwer beladen ist mit Geschichte und Religion und Blut und Wahn. Er hat sich jetzt hier eine Wohnung gekauft. Mit dem Parken hat er keine Probleme, denn mit den vier Kugeln, die er sich im Sechstagekrieg fing, kam der Behindertenpass, der ihm überall freies Parken erlaubt.

Tel Aviv, wo die Unabhängigkeit dieses jüngsten und ältesten Staates ausgerufen wurde, ist

die helle Geschichtslose im Heiligen Land, eine Grossstadt, die vor ein paar Jahren mit seinen über 700 Start-ups zur zweitinnovativsten Stadt der Erde gewählt wurde, noch vor New York.

Und diesen Strand hat es auch noch und die Palmen und die Muskelmänner an den Reckstangen und das helle Lachen der Mädchen in eine unbeschwerter Zukunft hinein. Wie machen die das hier, so ungezwungen und umlagert, so schwer bewaffnet und wach?

Die ältere, die alte Generation allerdings steht im Gegensatz zu den Jungen uneingeschränkt auf Seiten Netanjahus und lobt US-Präsident Donald Trump für den Entschluss, die Botschaft nach Jerusalem zu verlegen. «Es ist unsere Hauptstadt», sagen sie.

Nun, die Schweizer Botschaft wird wohl neben allen anderen noch in Tel Aviv bleiben, in diplomatischer Rücksicht auf eventuell verärgerte islamistische Terrorgruppen und in Anerkennung bislang eher erfolgloser Friedensbemühungen, während die Botschaft der USA bereits am 14. Mai provisorisch in die Hauptstadt umziehen wird.

Ein bedeutsames Datum: An diesem Tag feiert Israel das 70-Jahr-Jubiläum seiner Staatsgründung. In arabischen Ländern wird der Tag als «Nakba» (Katastrophe) bezeichnet. ○



Schlauheit und grandioser körperlicher Einsatz: Alicia Vikander in «Tomb Raider».



Ikone der Woche

Pfeil, Bogen, Holzkeule

Von Beatrice Schlag

In «Black Panther» fällt kein einziger Schuss. Der Abräumer unter den gegenwärtigen Kinohits strotzt vor Kerlen, die mit Fäusten, Klauen, Zähnen und Steinen aufeinander losgehen. Kein Geballer. Wenn es in «Star Wars: The Last Jedi», dem erfolgreichsten Film von 2017, hart auf hart geht, wird zum Laserschwert gegriffen. Wonder Woman lehnt Schusswaffen generell als maskuline Aggression ab. Batman findet Kugelhagel als Methode für Auseinandersetzungen deutlich unter seinem verfeinerten Geschmack. Thor beschränkt sich auf seinen Hammer. Wolverine ist wie der Black Panther mit messerscharfen Klauen ausgestattet. Katniss Everdeen aus den «Hunger Games» bekämpft ihre Gegner mit Pfeil und Bogen. Alicia Vikander, die in dieser Woche mit «Tomb Raider» als Nachfolgerin von Angelina Jolie in die Kinos kommt, wehrt sich ebenfalls mit Pfeil und Bogen, aber genauso gerne mit schlichter Holzkeule gegen ihre bekanntlich zahlreichen Widersacher. Hat Hollywood, zumindest auf der Leinwand, der US-Waffenlobby den Kampf angesagt?

Ach wo. Wer glaubt, die Schülerproteste gegen die einflussreiche und spendable NRA (National Rifle Association) hätten nach dem Mörder an der Parkland High School in Florida ein Umdenken in der Filmindustrie bewirkt, ist leider ein hoffnungsloser Optimist. Die bleibenden Erfolgsfilme waren längst abgedreht, als Schütze Nikolas Cruz vor wenigen Wochen in seiner ehemaligen Schule um sich schoss. Dass eine Mehrheit der Amerikaner für strengere Waffengesetze ist, wird nach der letzten Schulaustragödie in Hollywood genauso wenig verändern wie in Washington. Die gegenwärtige Neigung zu weniger Leinwandschiessereien hat zwei Gründe. Erstens gibt es mehr weibliche *action heroes*, deren Filme richtig viel Geld einspielen. Aber Frauen, die schneller schießen als denken können, sind, anders als Männer in ähnlichen Rollen, im Kino nicht sehr beeindruckend. An Frauen werden auf der Leinwand Schlaueit und grandioser körperlicher Einsatz, gerne in High Heels, weitaus mehr geschätzt als ballistische Virtuosität. Zweitens, und das ist durchaus erfreulich, sind nachdenkliche *action heroes* im Moment cool. Nie haben Tom Cruise und Matt Damon weniger geschossen als in den letzten Folgen von «Mission Impossible» und der «Bourne»-Sequels. Aber dann war da auch Keanu Reeves, seit «Matrix» eine Legende. Im letzten Jahr triumphierte er mit «John Wick: Chapter Two». Unmöglich, mitzuzählen, wie viele Leute er in dem Film abknallt. Zerquält und unglücklich, aber gnadenlos: Man hatte seinen Hund umgebracht.



«Because we don't stop»: Michel Comte mit Gattin Ayako im neuen Heim.

Fotografie

Goodbye Hollywood, hello Itschnach

Als Mode- und Porträt-Fotograf war Michel Comte ein Star. Jetzt ist er Künstler. Seit neustem lebt der 64-jährige Zürcher wieder in der Schweiz. Von Mark van Huisseling (Text) und Gerber/Loesch (Bild)

Vor dreissig Jahren oder so habe er eine Zeitlang in Tibet gelebt, sei auf den K2 geklettert und habe dabei aus der ersten Reihe gesehen, dass die Gletscher schmelzen würden, erzählt er. Worauf er angefangen habe, dies fotografisch festzuhalten und zudem Sedimente – Ablagerungen, die von Gletschern hinterlassen werden – zu sammeln. Mittlerweile habe er über 400 Gletscherbilder, von denen manche mehrere Meter lang und ebenso hoch seien. Weiter habe er vergangenes Jahr 4000 Hektaren Land gekauft in der Mojave-Wüste im Staat Utah, wo er an einem so-

nannten Land-Art-Werk arbeite. Und schliesslich produziere er eine Neufassung von «Don Giovanni»; Uraufführung sei voraussichtlich kommendes Jahr im Palazzo della Pilotta in Parma, in dem im 16. Jahrhundert das grösste Opernhaus der Welt untergebracht war. Die Rolle des bestrafte Wüstlings, der der Mozart-Oper ihren Namen gab, besetze er übrigens mit Iggy Pop. «We're having more fun than ever, but it's really crazy», sagt er (Wir haben mehr Spass denn je, aber es geht wirklich verrückt zu und her) und fasst seine momentane Lage zusammen – das heisst die seine

und die von Ayako. Sie ist nicht bloss seine Ehefrau seit einigen Jahren, sondern auch Muse sowie wichtigste Mitarbeiterin.

Das ist Michel Comte *in a nutshell* respektive in einem kurzen Status-Update, wie man ihn bekommt, wenn man sich seit ein paar Jahren nicht mehr ausführlich mit ihm ausgetauscht hat: ein Feuerwerk guter Geschichten. So gut, dass man zu Zweifeln neigt – schliesslich sagt man, wenn etwas zu gut töne, um wahr zu sein, sei es das meistens nicht.

Kunst in der Wüste

Besser, als zu werweisen, ist, zu recherchieren als Journalist und Zweifler von Beruf: Comtes Gletscherbilder und gesammelte Sedimente-Objekte wurden vergangenes Jahr in einer Multimedia-Ausstellung mit Namen «Light» etwa im Maxxi-Museum in Rom gezeigt. Es handle sich dabei um mehr als ein Landschaftsportfolio eines der berühmtesten Fotografen weltweit, der zudem erfahrener Bergsteiger



Feuerwerk guter Geschichten: Comtes Bergaufnahmen aus der Schweiz, dem Tibet, Nepal und Nordamerika.

und Pilot sei – nämlich um eine politische Aussage über die Folgen des *global warming* und einen Aufruf, sich dagegen zu wehren, schrieb der Kurator auf der Museums-Website.

Der Kauf des Wüstenlands in Amerika, um dort Land Art, also die Umwandlung von geografischem Raum in ein Kunstwerk, zu betreiben, ist schwieriger nachzuprüfen. Comtes Galerist Urs Meile, der ihn seit vergangenem Herbst repräsentiert und kommenden Mai die Gletscherbilder als erste Einzelausstellung seines neuen Künstlers in seiner Galerie in Peking zeigen wird, glaubt daran und rechnet fest damit. Und was die geplante Zusammenarbeit mit Iggy Pop angeht: Den Rockmusiker habe ich für eine Stellungnahme nicht erreicht. Doch Michel sagt, dieser habe zugesagt, die Opernhauptrolle zu singen und zu spielen. Und dass er ihn seit dreissig Jahren kenne.

Das Beste an Comtes guten Geschichten in der Vergangenheit war, dass sie stimmten. Vielleicht dauerte es mal länger als angekün-

digt. Oder wick das erzielte Ergebnis leicht ab vom Erzählten. Im grossen Ganzen aber hielt der 64-jährige Zürcher, was er versprach.

Das ist die eine Leistung, die er vollbracht hat. Eine andere ist, das geschafft zu haben, von dem viele reden, was aber bloss wenigen gelingt: Im, sagen wir, fortgeschrittenen Alter noch mal was Neues, anderes zu beginnen. Die

Bei Michel Comte dachte man an Sean Penn, Mike Tyson, Demi Moore oder Carla Bruni.

Bezeichnung «Star- und Modefotograf» haften die längste Zeit an ihm wie eine Tätowierung. Wurde der Name Michel Comte erwähnt, folgten mit Sicherheit Namen von Berühmtheiten, die er porträtiert hatte – Sean Penn, Mike Tyson, Demi Moore, Tina Turner, Michael Jordan, Carla Bruni und so weiter. Und die der Zeitschriften, in denen die Bilder

und Modestrecken veröffentlicht worden waren (*Vanity Fair* [amerikanische Ausgabe], *Harper's Bazaar* oder *Vogue* [verschiedene Ausgaben, vor allem die italienische]).

Als er sich dann vor fünfzehn Jahren, um die fünfzig, davon zu verabschieden begann, um mehr freie Arbeiten, besonders Fotokunst und Kunstfilme, zu machen, schlussfolgerten Beobachter in Zürich, dies sei weniger sein freier Wille als vielmehr Ergebnis davon, dass er keine Jobs mehr bekomme. Womit, so sieht's aus, die natürliche Ordnung wiederhergestellt wäre – denn weshalb sollte einer, der in Zürich einst eine Lehre als Restaurator absolviert hatte, zuerst in New York, wo er hingezogen war, und dann in Los Angeles viele Jahre Erfolg haben?

«Für Michel Comte sind die tollen Zeiten vorbei. Mit dem Schweizer Starfotografen geht es bergab» war die Überschrift respektive Unterzeile im Zürcher *Tages-Anzeiger*. Aufhänger des Artikels von 2009: eine Ausstellung



Später Neuanfang: Comtes Sedimente-Objekte in der Multimedia-Ausstellung «Light».



Comtes im Museum für Gestaltung, die der Direktor als «[möglicherweise] erfolgreichste Schau des Hauses seit fünfzig Jahren» bezeichnet hatte, als kurz nach der Eröffnung bereits 15 000 Besucher gezählt worden waren.

Die angeblichen Geldsorgen

Oft missverstanden wurde (und wird) auch der Handel, zu dem sich Comte vor mittlerweile fast vierzehn Jahren entschied. Es ging, vereinfacht ausgedrückt, darum, dass er sein Archiv an Andreas Putsch verkaufte, ein Mitglied der Familie, der Recaro gehört, das Auto- und Flugzeugsitze herstellende Unternehmen. Für einen Betrag, über den Stillschweigen vereinbart wurde. Einem Journalisten des *Tages-Anzeigers* sagte der Käufer, dass sich «die Schürfrrechte» von Comtes bisherigen Bildern auf mindestens 75 Millionen Dollar hochrechnen liessen, wenn man sie als Kunstfotos vermarkte.

Was Comte gemacht hat – und was als angeblicher Beweis für Geldsorgen herbeigezogen wurde –, war ein ähnlicher Move wie ihn unter anderen David Bowie gemacht hatte, wenn

Comte ist interessant, weil er originell ist und es versteht zu überraschen.

auch mit umgekehrten Vorzeichen: Der vor zwei Jahren verstorbene Musiker hatte 1997 Erlöse aus Musikstücken, die er noch zu schreiben beabsichtigte, kapitalisieren lassen und einen Käufer, eine Versicherung, gefunden, der dafür 55 Millionen Dollar zahlte. «Bowie verkaufte mit fünfzig seine Zukunft, Comte mit einundfünfzig seine Vergangenheit», habe ich das Geschäft fürs *WW-Magazin*, die Stil-Beilage der *Weltwoche*, zusammengefasst.

Sich mit Michel zu unterhalten, ist interessant, weil er originell ist und es versteht zu überraschen. Mit ihm über Einzelheiten realisierter Arbeiten oder geplanter Vorhaben zu sprechen, vor allem über geschäftliche, finanzielle Belange et cetera, kann dagegen wenig erhellend bleiben. Seine Sätze – eine Mischung aus amerikanischem Englisch nach den langen Lebensjahren im Sprachgebiet und Züritütsch – sind so etwas wie das verbale Gegenstück zu einem Flug über den Wolken: Man blickt nicht durch. Bloss, Michel, der zwei erwachsene Kinder aus seiner ersten Ehe mit einem ehemaligen Model hat, ist ein Privatmann und der Öffentlichkeit keine Rechenschaft schuldig, wie viel er wofür einnimmt beziehungsweise

ausgibt respektive ob jemand anderes für ein Projekt, das er vorantreibt, bezahlt.

Als Künstler noch unentdeckt

Sein Film «The Girl from Nagasaki» von 2014, bei dem es sich beispielsweise um eine Neuauflage von Puccinis «Madame Butterfly» handelt, habe ihn zehn Millionen gekostet, sagte er (welche Währung bleibt unklar, woher die Mittel kamen ebenfalls). Aber wichtiger: Er sei happy mit dem 3-D-Film – bei IMDb, der Online-Film Datenbank, wird er mit 7,7 von 10 möglichen Punkten bewertet – und habe zudem etwas gelernt: «Don't pay for a movie with your own money» (Bezahl nicht mit deinem eigenen Geld für einen Film).



«Mehr Spass denn je»: Iggy Pop (r.), porträtiert von Michel Comte, 1997.

Der Fall Tellkamp ist ein Fall Suhrkamp

Nach einem öffentlichen Auftritt distanzierte sich der Verlag von seinem Autor. Sollten Schriftsteller in politischen Dingen lieber das Maul halten? *Von Cora Stephan*

Auf dem Twitter-Account des Verlags schrieb jemand jüngst: «Aus gegebenem Anlass: Die Haltung, die in Äusserungen von Autoren des Hauses zum Ausdruck kommt, ist nicht mit der des Verlags zu verwechseln.» Der Anlass ist Uwe Tellkamp, erfolgreicher Suhrkampautor, und ein öffentliches Streitgespräch mit Durs Grünbein in Dresden.

Ein rätselhafter Tweet. Ist wirklich jemand auf die Idee gekommen, dass die «Haltungen» von Autoren und ihren Verlagen identisch sein müssen? Wie kommt also ein Verlag zu einer öffentlichen Distanzierung von einem seiner Autoren?



Ohrfeigen: Tellkamp.

Was Uwe Tellkamp gesagt hat, kann man nachsehen, -hören, -lesen. Er hat vieles ausgesprochen, was man nicht nur in Dresden denkt: die bedingungslose Grenzöffnung seit September 2015 erfolgte an Recht, Gesetz und Parlament vorbei. Die meisten der auf dem Landweg Angekommenen waren bereits durch sichere Länder gereist, entschieden sich für Deutschland also aus wirtschaftlichen Gründen. Vor allem aber sprach aus Tellkamp die Wut aller, die die Herabwürdigung der Länder der ehemaligen DDR als «Dunkeldeutschland» und die Diskriminierung von Regierungskritikern als tiefe Beleidigung empfinden. Er weiss, was Einschränkung von Meinungsfreiheit bedeutet, er hat es zu DDR-Zeiten selbst erlebt.

Die Ohrfeigen kamen prompt. Der Autor vertrete Positionen von AfD oder Pegida, hiess es bei einigen besonders alarmierten Beobachtern. Na und? Auch dort hat man manchmal

Durchblick. An der Realität ändert sich nichts, wenn die Einsicht in sie auch dem «Gegner» nützen könnte.

Das Problem ist der Verlag. «Suhrkamp wechselt ins Lager der Gesinnungsprüfer», schreibt Tilman Krause in der *Welt*. Und das tut weh.

Schriftsteller sind seltsame Vögel und empfindliche Pflanzen. Sie gehen, wenn sie aufs Ganze zielen, auch schon mal unter die eigene Haut, entblößen sich, riskieren etwas. Sie brauchen ihre Verlage nicht nur der Garantiehonorare wegen, sondern auch als starken Rücken, hinter dem sie sich verkriechen können, sollte ihr Werk öffentlich gemetzelt werden. Eine solche Distanzierung wie im Falle Suhrkamp aber zerstört das Vertrauen darauf.

Nicht schlimm? Gibt ja auch noch andere Verlage?

Sicher, um Tellkamp ist mir nicht bange. Um uns Autoren insgesamt schon. Sollen wir in politischen Dingen lieber das Maul halten? Das ginge (vielleicht) noch, ist ja nicht immer alles klug, was Dichter so sagen. Manch einer aber fragt sich, ob er überhaupt noch schreiben darf, was womöglich gerade nicht opportun ist. Was, wenn einer seiner Charaktere Sachen sagt, die jemand beleidigend finden könnte? «Neger» oder «Dirndl» oder «Mohr» oder irgendetwas anderes, man weiss ja nie, was demnächst Mode wird?

Angst macht schlechte Literatur. Ein Autor, der sich vorsichtshalber von den eigenen Figuren mit unkorrektem Charakterzuschnitt distanziert, schreibt nichts, was zu lesen sich lohnt. Das reinweisse Gute ist selten literaturtauglich. Und: Wenn Literaturkritik an Stasi-Berichte über «feindlich-negative» Autoren erinnert, muss man sie fürchten.

Die gute Botschaft

Das Gute an der Sache: Der Streit ist eröffnet. Mittlerweile mehren sich die Stimmen, die sich vielleicht nicht auf die Seite Tellkamps schlagen, aber dringend darum bitten, die Auseinandersetzung fortzuführen, die in Dresden begonnen wurde. Das aber geht nur, wenn keine Seite von vornherein diffamiert wird.

Und noch eine gute Botschaft für Autoren wie Verlage: Tellkamps vor acht Jahren erschienener «Turm» ist bei Amazon wieder unter die ersten zehn in der Rubrik Gesellschaftsromane hochgeschwungen. Könnte es sein, dass Leser Autoren bevorzugen, die etwas wagen?



Die Gletscher-Fotografien- und Sedimente-Objekte habe er auch mit seinem Geld vorfinanziert. Doch hier könnte etwas zurückfliessen – Galerist Meile, der die Werke als eigenständige Arbeit von hoher Qualität beschreibt und den an der Zusammenarbeit mit Michel Comte gereizt habe, dass dieser als Fotograf zwar berühmt, aber als Künstler noch unentdeckt sei, verlangt dafür Preise von 30 000 Franken für kleine Arbeiten bis 400 000 für die grössten Exemplare (meist in Auflagen von zwei Stück plus einem *artist's proof*; Abzug, der dem Künstler gehört).

En passant teilt Michel mit, dass er und seine Frau vor kurzem in die Schweiz gezogen sind. Goodbye klassisches Anwesen mit viel Kunst, oberhalb des Sunset Strip von Los Angeles gelegen, hello neue Eigentumswohnung in einer schön gebauten Siedlung an bevorzugter Lage am Waldrand von Itschnach, einem Teil Küsnachts. Respektive hello Atelier in Meilen, bei dem es sich um ein ganzes Haus handelt und das er demnächst in Gebrauch nehmen könne.

Für Michel ist es eine Rückkehr nach langer Zeit, für Ayako, eine junge Japanerin, die früher Stylistin war, ist die Schweiz Neuland. Er misst dem Wohnortswchsel nicht sehr viel Bedeutung zu, dafür sind seine Frau und er zu häufig unterwegs. Im Augenblick vor allem in Asien – an der Art Basel Hongkong, der Kunstmesse, die Ende März stattfindet, zeigt Galerist Urs Meile erstmals Werke des Künstlers Michel Comte. Von dort geht es weiter, immer weiter. Mehr Kunstfotografie, mehr Kunstfilme, mehr Opern-Neuinszenierungen und so weiter sollen folgen. Und falls die Vergangenheit eine Vorhersage für die Zukunft zulässt, mehr gehaltene Versprechen (wenn auch vielleicht mit leicht anderen Inhalten als angekündigt). «Because we don't stop», sagt er, «we never stop.» ○

Schweizerische Perspektivenwechsel

Die beiden Künstler Adolf Dietrich und Niklaus Stoecklin hatten eine ähnliche Wahrnehmung der Schweizer Wirklichkeit. Das Zürcher Kunsthaus erinnert in einer Ausstellung an sie. *Von Rolf Hürzeler*

Ein surreal anmutendes Drama: Am elsässischen Hartmannsweilerkopf kam der Erste Weltkrieg der Schweiz sehr nahe. Um diesen knapp tausend Meter hohen Hügel in den Vogesen kämpften deutsche und französische Truppenverbände 1915 ein Jahr lang unbittlich, ohne Erfolge zu verbuchen. Der junge Basler Künstler Niklaus Stoecklin (1896–1982) erinnerte mit seinem Gemälde «Hartmannsweilerkopf» unmittelbar nach dem Krieg an das Geschehen.

Szenenwechsel mit dem Thurgauer Künstler Adolf Dietrich (1877–1957). Er liess im Jahr 1915 seinen heimatlichen Bodensee in dem Gemälde «Abend am See mit roten Wolken» in einem bedrohlichen Dunkelrot erleuchten. Dietrich setzte mit seiner Farbwahl den damaligen Zeitgeist berückend um: Der Erste Weltkrieg war in der kriegsverschonten Schweiz allgegenwärtig, der Künstler setzte auf die Apokalypse.

Das Zürcher Kunsthaus erinnert nun in der neuen Ausstellung «Magritte, Dietrich, Rousseau. Visionäre Sachlichkeit» auch an an Dietrich und Stoecklin. Die Schau stellt Werke der beiden in den Zusammenhang mit international renommierten Künstlern wie dem Belgier René Magritte oder dem Franzosen Henri Rousseau. Das ist ungewöhnlich, weil Dietrich wie Stoecklin international kaum wahrgenommen werden; schon gar nicht im Zusammenhang mit weltberühmten Künstlern.

Werbung für Gaba-Pastillen

Der Thurgauer – wie der Basler – blieb aber lediglich in seinem heimatlichen Milieu bedeutsam. Stoecklin ist sogar etwas in Vergessenheit geraten, während die Stellung Dietrichs im Kanton Thurgau mit seiner im Vergleich zu Basel bescheidenen Kunstszene unangefochten ist.

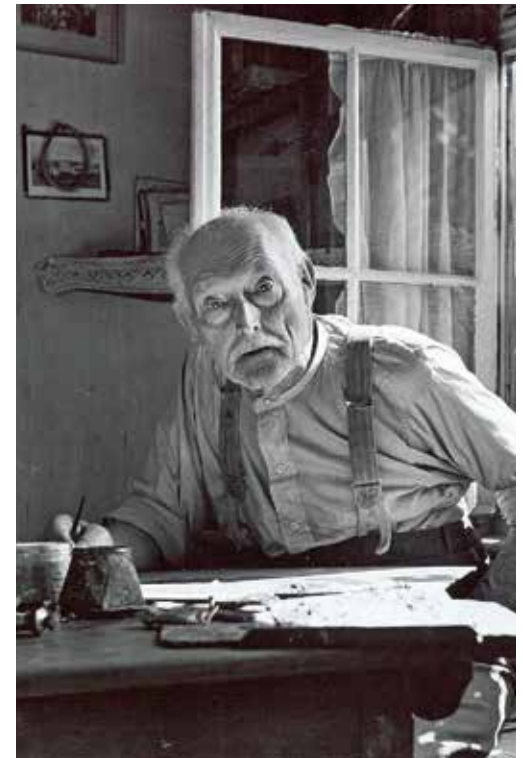
Niklaus Stoecklin und der fast zwanzig Jahre ältere Adolf Dietrich haben eine unterschiedliche Herkunft. Der Basler wuchs als Sohn einer Kaufmannsfamilie in ordentlichem Wohlstand auf. Der Thurgauer erlebte eine von Armut gezeichnete Jugend in einer kinderreichen Familie. Stoecklin erhielt eine professionelle Ausbildung als Kunstmaler und war ein renommierter Plakatgestalter. Die ältere Generation erinnert sich etwa an seine Werbung für Gaba-Pastillen mit einem aufgesperrten Mund. Dietrich war dagegen ein künstlerischer Autodidakt; er verdingte sich zum Lebensunterhalt als Textil- und Wald-

arbeiter, bis er in den 1920ern von der Malerei leben konnte. Seine Inspiration war die Umgebung in dem beschaulichen Dorf Berlingen am Untersee, wo er zeitlebens blieb. Stoecklin dagegen konnte von den intensiven Impulsen des Basler Kunstlebens profitieren.

Stoecklin durfte schon als Achtzehnjähriger in der lokalen Kunsthalle ausstellen, drei Jahre nach dem Besuch der Basler Gewerbeschule. Er gehörte in den 1950er Jahren zu den führenden Köpfen des lokalen Kunstlebens. Er sass in zahlreichen Kulturghremien und war ein begehrter Laternenmaler für die Basler Fasnacht, eine wichtige Position für die gesellschaftliche Akzeptanz.

Dietrich dagegen erlebte zuerst Absage um Absage, als er in jungen Jahren die Kunstmuseen in Zürich und Winterthur darum bat, ausstellen zu dürfen. Mit 36 Jahren konnte er seine Werke zwar erstmals in Konstanz zeigen. Aber auch nach seinem Durchbruch blieb er stets der bescheidene, etwas introvertierte Künstler, der am gesellschaftlichen Leben wenig Anteil nahm.

Stellt sich die Frage nach der unterschiedlichen Wahrnehmung des Zeitgeschehens, wie das in den beiden Werken «Hartmannsweilerkopf» und «Abend am See mit roten Wolken» zum Ausdruck kommt.



Absage um Absage: Adolf Dietrich, 1955.

Der Thurgauer Dietrich-Kenner Willi Tobler hält fest, dass es kein Bild des Künstlers gebe, das man als «politisch» bezeichnen könnte. In Bildern wie dem mkt der Abendstimmung ist laut Tobler aber «der Betrachter dem dramatischen Gewölk unmittelbar ausgesetzt». Für Tobler ist es kein Zufall, dass ein solches Bild im Ersten Weltkrieg entstanden ist. Dietrich wollte mit einer unterschwelligem Botschaft seine Sicht der politischen Verhältnisse darlegen, die er auch in Briefen reflektierte. Eine Ausnahmeerscheinung ist allerdings das Ge-



Scheinbar harmlos: Stoecklins «Au soldes des trois soeurs», 1930.



Metapher für die nationalsozialistische Bedrohung: Dietrichs «Schiffsuntergang vor Berlingen», 1935.

mälde des Schiffsunglücks vor Berlingen 1869, das er in den 1930ern malte. Dieses Bild war für ihn eine Metapher für die nationalsozialistische Bedrohung. Die Nazis verstanden die Anspielung nicht und versuchten Dietrich vorerst zu vereinnahmen, bevor auch er in die Kritik geriet und als undeutsch galt.

Bei Stoecklin besticht zuerst das Plakative seiner Kritik am Zeitgeschehen. Aber es steckt mehr dahinter, wie der verstorbene Basler Journalist Hans Krattiger zum 80. Geburtstag von Stoecklin geschrieben hatte: «Die Poesie der

Dinge – das ist es, was Stoecklin ausmacht.» Stoecklin habe gesehen, dass selbst «aus den Trümmern neues Leben blüht». Er malte etwa in dem Gemälde «Au soldes des trois sœurs» auf die scheinbar harmlose Ansicht eines elsässischen Städtchens. Erst beim zweiten Hinschauen entdeckt der Betrachter ein kleines, bedrohliches Militärflugzeug am Himmel. In einem andern Werk, «Lago Maggiore», wählt er 1916 die Landschaft genau wie Dietrich als Sinnbild, um die Bedrohung der Zeit einzufangen.

Mühe mit der Perspektive

Den künstlerischen Entwicklungen ihrer Zeit widersetzte sich Dietrich mehr als Stoecklin. Dieser setzte sich in seinen frühesten Werken mit der damaligen Avantgarde auseinander, die vor dem Ersten Weltkrieg ein radikal neues Kunstverständnis durchsetzen wollte. Erst später entdeckte er die Neue Sachlichkeit. Ganz anders Dietrich, der zu Beginn sehr konventionell nach den Regeln der Gegenständlichkeit malte, auch wenn ihm die Perspektive mitunter Mühe bereitete. Erst nach und nach spielte er mit der Wahrnehmung des Betrachters, um neue Wirklichkeiten in seine Bilder einfließen zu lassen.

Möglicherweise haben sich Stoecklin und Dietrich flüchtig gekannt. Enge Freunde waren sie bestimmt nicht. Aber sie haben – trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft – diese turbulenten Jahre der Schweizer Geschichte ähnlich interpretiert.

Übrigens: Die Schlacht am Hartmannswelkerkopf ging unentschieden aus. 30 000 Soldaten verloren ihr Leben für nichts.

Magritte, Dietrich, Rousseau. Visionäre Sachlichkeit. Kunsthau Zürich, 9. März bis 8. Juli



Poesie der Dinge: Niklaus Stoecklin.

Hollywood

Liebe in Zeiten von Uber

Der unwiderstehliche Reiz von Judd Apatows Zeitgeist-Serie «Love». Von Benjamin Bögli

Love», soeben in die dritte und letzte Staffel gegangen, ist so etwas wie der Serie-gewordene Vergnügungspark für ewig jugendliche Städter. Oder für jene, die darüber lachen können. Zufällig kommen sich Mickey (Gillian Jacobs) und Gus (Paul Rust) an einem Vormittag näher. Gegensätzlicher könnten die zwei kaum sein. Sie hübsch, kumpelhaft, unberechenbar und frech, sagt, sie gehe in eine Selbsthilfegruppe für Liebes- und Sex-Süchtige. Er, Typ herumhuschender Nerd, zart und zerbrechlich, fährt einen Prius mit Blechschaden, ist *on-set*-Lehrer – er unterrichtet Kinderstars auf dem Filmstudioland – und Möchtegern-Drehbuchautor.



Umwerfender Eiertanz: Mickey (l.) und Gus.

Die beiden gleichen Karikaturen von in Gender-Neutralität aufgewachsenen Menschen. Was sie verbindet? Sie sind Anfang dreissig und verhalten sich orientierungslos wie Teenager.

«Love» ist umwerfend lustig, weil die Autoren gnadenlos den Nerv der gesellschaftlichen Unverbindlichkeit massieren. Eingebettet in die Weitläufigkeit von Los Angeles, erzeugt die Serie eine Stimmung aus biederer Putzigkeit, Hollywood-Glanz und flirrender Leere. Die Situationskomik in diesem Beziehungseiertanz ist köstlich. Alle sind superlocker, superliberal, überfreundlich, neurotisch – nichts ist zu verrückt, nichts zu normal. «Blowjobs sind das neue Rumknutschen», sagt Mitbewohnerin Berti einmal zu Mickey. Alle scheinen sich nach einem Kompass zu richten, dessen Nadel sich ständig im Kreis dreht. An einer Bar sagt eine Frau, die mit ein paar Freundinnen feiert, zu Gus: «Wir lieben es, Serien zu schauen, die wir hassen.» Volltreffer.

In 34 Folgen à knapp 30 Minuten beschreibt «Love» voller analytischer Schärfe, Charme und Witz das Liebeschaos der «Generation Uber».

Die drei «Love»-Staffeln sind auf Netflix abrufbar.

Zaungäste des Untergangs

Als Oswald Spengler vor 100 Jahren «Untergang des Abendlandes» veröffentlichte, hielten ihn viele für einen Spinner. Sein Werk über Migration, Souveränitätsverlust, Globalisierung und Verarmung ist aktueller denn je. *Von David Engels*

Vor nunmehr genau hundert Jahren erschien der erste Band von Oswald Spenglers Opus magnum «Der Untergang des Abendlandes», dessen Titel zu einem bis heute gebräuchlichen Schlagwort für jene geworden ist, die dem Gesprächspartner übermässigen Pessimismus unterstellen wollen – nicht ganz zu Recht, wie selbst Spengler monierte, als er erklärte, dass man den «Untergang des Abendlandes» nicht mit dem Untergang eines Ozeandampfers verwechseln dürfe: Er hätte sein Buch mit demselben Recht die «Vollendung des Abendlandes» nennen können, ohne hiermit doch eine andere Realität zu bezeichnen.

Damit sind wir bereits beim Kern der Sache: Spengler bezeichnete mit dem «Untergang des Abendlandes» eben nicht einen einmaligen, katastrophalen Zusammenbruch, sondern einen unumkehrbaren Prozess schleichenden Niedergangs, an dessen Ende, ohne dass man es so richtig merke, der Rückfall in primitive Lebensumstände inmitten einer hochtechnisierten Welt stehe. Und wenn wir ehrlich sind, genügt ein kurzer Blick in die allabendlichen Nachrichten, um festzustellen, dass wir von diesem Punkt nicht mehr weit entfernt sind.

Wachstum, Blüte, Verfall

Doch der Reihe nach. Oswald Spengler war jemand, der es nicht leicht hatte und der es sich auch nicht leicht machte. Auf eine schwere Kindheit in einer kleinbürgerlichen Familie folgten ein eher zielloses Studium, eine zunächst abgelehnte Promotion, eine glücklose Zeit als Lehrer und schliesslich eine ärmliche Periode des Privatgelehrtentums. Aufgrund eines Herzleidens vom Militärdienst befreit, verbrachte er die Zeit des Weltkriegs mit der Niederschrift des «Untergangs des Abendlandes». Dessen Veröffentlichung fiel mit der deutschen Niederlage und dem Zusammenbruch der jahrhundertealten mittel- und osteuropäischen Ordnungssysteme zusammen, und das Buch erschien vielen Lesern als ultimative Antwort auf die seit dem Fin de Siècle grassierende abendländische Sinnkrise.

Dabei sollte das Werk erheblich mehr erreichen als eine blosse Zeitfrage behandeln: Nichts weniger als eine Formenlehre der gesamten Weltgeschichte wollte Spengler vorlegen, in welcher der Westen und sein bevorstehendes Ende nicht viel mehr als Fussnoten seien. So entwarf Spengler ein umfassendes

historisches Tableau, dessen Hauptakteure nicht etwa die «Menschheit» und ihr «Fortschritt» seien, sondern die grossen Hochkulturen – von Ägypten und Babylon über Indien und China bis zur klassischen Antike, zur arabischen und zur mittelamerikanischen Kultur und zum gegenwärtigen Abendland –, deren jeweilige Entwicklung analog zu der eines lebenden Wesens von einem etwa tausendjährigen Prozess von Wachstum, Blüte, Verfall und Absterben geprägt sei:

«Kulturen sind Organismen. Weltgeschichte ist ihre Gesamtbiographie. Die ungeheure Geschichte der chinesischen oder antiken Kultur ist morphologisch das genaue Seitenstück zur



Unumkehrbarer Prozess: Oswald Spengler.

Kleingeschichte des einzelnen Menschen, eines Tieres, eines Baumes oder einer Blume. [...] Im Schicksal der einzelnen, aufeinander folgenden, nebeneinander aufwachsenden, sich berührenden, überschattenden, erdrückenden Kulturen erschöpft sich der Gehalt aller Menschengeschichte. Und lässt man ihre Gestalten, die bis jetzt nur allzu tief unter der Oberfläche einer trivial fortlaufenden «Geschichte der Menschheit» verborgen waren, im Geiste vorüberziehen, so muss es gelingen, die Urgestalt der Kultur, frei von allem Trübenden und Unbedeutenden, aufzufinden, die allen einzelnen Kulturen als Formideal zugrunde liegt.»

Dieser Entwurf zu einer vergleichenden Kulturgeschichte war nicht nur eine Revolution in einer eurozentrisch, positivistisch und linear geprägten Geschichtswissenschaft, er war auch eine Provokation: Denn Spengler wollte nicht nur retrospektiv die Analogien zwischen allen vergangenen Hochkulturen aufweisen; er wollte auf der Grundlage der somit gewonnenen Erkenntnisse nicht weniger, als die Zukunft der westlichen Kultur bis zu ihrem endgültigen Verdämmern vorhersagen.

Prägend für Literaten

Die Rezeption des «Untergangs» übertraf alle Erwartungen, und schon bald füllte der «Streit um Spengler» ganze Bücher. Wenn die Fachwelt auch mit Ausnahmen wie Eduard Meyer oder Arnold Toynbee eher skeptisch blieb, prägte Spenglers tragisch-pessimistische Weltsicht doch eine ganze Generation europäischer Literaten und Philosophen, von Thomas Mann und Hermann Hesse über Henry Miller und F. Scott Fitzgerald bis hin zu H. P. Lovecraft und José Ortega y Gasset. Der Sieg und der rasche, von Spengler übrigens aufs Jahr genau vorhergesagte Untergang des Nationalsozialismus bedeuteten einen Einschnitt, von dem sich die Rezeption Spenglers lange Zeit nicht mehr erholen sollte.

Wegen seiner Sympathie für den italienischen Faschismus, in dem er das erste Anzeichen des von ihm vorhergesagten «cäsaristischen» Endstadiums der westlichen Politik erblickte, seiner Antipathie für die Weimarer Republik und seiner Hoffnung, Deutschland könne durch Verbindung von preussischem Pflichtbegriff und sozialistischer Leistungselite wieder zur europäischen Hegemonialmacht aufsteigen, sahen viele in ihm einen Wegbereiter des Dritten Reichs. Dies, obwohl er 1933 in seiner Schrift «Jahre der Entscheidung» aus seiner Ablehnung des Nationalsozialismus keinen Hehl machte und dementsprechend zur Persona non grata wurde. Denn zwischen arischer Rassenlehre und rigoroser Egalität aller Hochkulturen liess sich ebenso wenig ein Kompromiss finden wie zwischen der Hoffnung auf ein «Tausendjähriges» Reich und der Einsicht in den unweigerlichen Untergang des Abendlandes.

Nach Spenglers Tod 1936 legte sich dann die grosse Stille über sein Werk, und mit dem Kalten Krieg und der Kulturrevolution der 1960er schien auch die Weltgeschichte über Spenglers Vorhersagen hinweggegangen zu



«Jeden einzelnen, jede Schicht, jedes Volk»: Flüchtlinge im Mittelmeer.

sein. Ein Irrtum, wie sich zeigen sollte. Denn heute scheint Spengler so aktuell wie wenige andere Autoren der Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts.

Es dürfte schwerfallen, eine Seite des «Untergangs» zu lesen und darin nicht eine der zahlreichen Krisen des heutigen Westens vorweggenommen zusehen. Obes Massenarbeitslosigkeit, Globalisierung, Bevölkerungsschwund, Dekolonisierung, Überalterung, Landflucht, Familienzerfall, Mediendiktatur, Finanzspekulation, Überfremdung, Deindustrialisierung, Niedergang des Christentums, Migration, Pazifismus, Umweltverschmutzung, der Aufstieg Asiens, das Verschwinden des Marxismus, Politikfrust, die Vereinigung Europas, Esoterikbewegungen

«Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit.»

oder der Populismus sind – Spengler hat sie alle, auf Basis der Analogien mit vergangenen Hochkulturen, scharfsinnig vorhergesehen und in ihrem zwingenden Ablauf in das Gesamtgefüge der abendländischen Geschichte eingeordnet. Gerade daher lohnt natürlich der Blick auf die von Spengler für das 21. Jahrhundert prognostizierten Entwicklungen, auch und gerade, weil uns das, was wir da lesen können, kaum behagen wird.

Denn der Untergang des Abendlandes ist unaufhaltsam. Einerseits wird der Verlust des technologischen Vorsprungs dazu führen,

dass der Westen von aussereuropäischen Gesellschaften überholt und erdrückt werden wird. Sie werden früher oder später, Asien an erster Stelle, ihren Ressentiments freien Lauf lassen. Andererseits wird sich der abendländische Mensch zunehmend von seiner inneren Verantwortung dem Erbe seiner Vorfahren gegenüber verabschieden. Anstatt sich solidarisch mit dem zu fühlen, was tausend Jahre lang das Wesen des «Westens» ausmachte, wird er sich zunehmend in seine grossstädtische Privatsphäre zurückziehen, sich mit Brot und Spielen begnügen, das wenige, was ihm noch an kulturellem Erbe geblieben ist, dem Multikulturalismus zum Opfer bringen und zum passiven Opfer des immer unverhüllteren Strebens seiner politischen Eliten nach schierer Macht werden.

Was wahrer Heroismus bedeutet

Nachdem die grossen Ideologien und Parteien weitgehend abgedankt haben, wird Politik zunehmend nur noch auf der Basis von Geld, Versprechungen, Drohungen und letztlich blanker Polizei- und Militärgewalt betrieben werden und der Staat im Chaos versinken, bis sich unter dem Jubel der entnervten Massen ein endzeitlicher imperialer Staat herausbilden und den grössten Teil des Abendlandes dominieren wird, ganz analog zum römischen Kaiserreich. Dieser mag durchaus eine neue Atempause von Frieden und Wohlstand einleiten, aber um den Preis der persönlichen Freiheit ebenso wie um den von Kreativität und Wandel – ein blosser Nachlassverwalter,

der früher oder später im 22. Jahrhundert aus innerer Schwäche, Vergreisung und Ermattung im Kampf gegen die von aussen anstürmenden Massen aus Afrika und die Konkurrenz eines hegemonialen Asien zerbrechen wird – so die Zukunft, die Spengler uns vorhersagt.

Eine solche Perspektive lässt den heutigen Leser wohl in mehr als einer Hinsicht leer schlucken. Was 1918, in einer europäisch dominierten Welt im Taumel des Fortschrittsideals, für viele wie eine überzogene Dystopie eines unverbesserlichen Pessimisten wirken mochte, lässt sich 100 Jahre später, im Zeitalter der Brüsseler Technokratie, der chinesischen Hegemonie, der Überalterung des Westens, der drohenden Überflutung Europas mit Millionen von Migranten, der abendländischen Bildungsmisere, des schrittweisen Niedergangs von Industrie und Infrastruktur, des bis zum Paroxysmus gesteigerten Selbsthasses, des drohenden Überwachungsstaates und der Diktatur der Political Correctness kaum noch achselzuckend abtun: Was wir erleben, scheint nicht weniger zu sein als der Beginn des finalen Aktes in der Geschichte der Selbstdemontage des Abendlandes.

Ob wir eines Tages, in Abwandlung von Goethes Ausspruch anlässlich der Schlacht von Valmy, mit Stolz daran denken werden, «dabei gewesen zu sein», wird so lange fraglich bleiben, wie wir nicht wissen, ob der «Untergang des Abendlandes» sich in einer Form vollziehen wird, die seiner bisherigen inneren wie äusseren Grösse würdig ist, oder sich eher unter dem Applaus all derer vollziehen wird, die es «gut» finden, dass «wir uns verändern». Eines ist klar: Eine wie auch immer geartete Rettung auf Seiten jener zu erwarten, die sich bisher zum willigen Sachwalter des Untergangs gemacht haben, hiesse, den Bock zum Gärtner zu machen. Ob aber auf jene Kräfte gesetzt werden darf, die zurzeit überall an den Rändern der zerfallenden Parteienstaaten als selbsternannte Retter des Abendlandes emporspriessen, muss umso fraglicher sein, je vollmundiger jene «Rettung» beschworen wird. Spengler jedenfalls würde sagen: Wahrer Heroismus heisst, dem Ende realistisch entgegensehen und trotzdem am Eigenen festhalten.

«Die Gefahr ist so gross geworden, für jeden einzelnen, jede Schicht, jedes Volk, dass es kläglich ist, sich etwas vorzulügen. Die Zeit lässt sich nicht anhalten; es gibt keine weise Umkehr, keinen klugen Verzicht. Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit. Wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen, der uns bestimmt ist. Es gibt keinen anderen. Auf dem verlorenen Posten ausharren ohne Hoffnung ist Pflicht. [...] Dieses ehrliche Ende ist das einzige, das man dem Menschen nicht nehmen kann.»

Churchill in den Fängen Kleopatras

Der in Liebesdingen tugendhafte Winston Churchill soll in den dreissiger Jahren eine aussereheliche Affäre mit Lady Doris Castlerosse gehabt haben. Die Geschichte treibt die britische Presse um. *Von Rolf Hürzeler*

So schreibt einer, der verknallt ist. «Du warst wieder einmal wunderbar, der Sonnenstrahl am Swimmingpool.» Winston Churchill schrieb diese Worte an Lady Doris Castlerosse im Jahr 1934. Er widmete sich zu jener Zeit mehr seiner Malerei als der Politik. Noch hatte er nicht begriffen, welche Gefahr die neuen Machthaber in Deutschland für Europa bedeuteten.

Hinter den zärtlichen Worten soll mehr als die Bewunderung eines Gentlemans gesteckt haben. Das behauptete John «Jock» Colville, sein staubtrockener Privatsekretär späterer Jahre, in einem auf Tonband aufgenommenen Interview im Jahr 1985, kurz vor seinem Tod. Die Aussage ist bemerkenswert, weil Churchills Renommee als treuer Familienvater bisher intakt geblieben war – wie zuletzt in den beiden Filmen «Dunkirk» und «Darkest Hour». Der Mann galt nicht als Schürzenjäger wie so manch anderer Politiker, der dadurch zu Fall gekommen war. Er schien vielmehr seine politische Kraft aus der Beziehung mit seiner Frau Clementine zu schöpfen. Tat er auch laut Sekretär Colville, aber nicht nur: Churchill habe in den Jahren 1933 bis 1937 eine Affäre mit Doris Castlerosse gehabt, sagte er.

«In 80 Betten um die Welt»

Tatsächlich zeigen Fotos die beiden im trauten Beisammensein. Während Churchills Bauch bereits die deutlichen Anzeichen eines Wohlgenährten aufwies, wird bei der äusserlichen Erscheinung der Dame dagegen wohl kaum ein Mann nur an die inneren Werte einer Frau gedacht haben. Jedenfalls Churchill nicht. Immerhin dauerte die Affäre nur so lange, bis er Angst bekam, sie könnte seine politischen Ambitionen gefährden.

Zwei findige Wissenschaftler der Universitäten von Aberystwyth und Exeter werteten nun die Tonbänder von Colville aus und stiessen auf dessen pikante Behauptung: «Churchill war kein Frauenheld, aber diese eine Affäre hatte er, sonst blieb er treu.»

Für Historiker mag das süsse Geheimnis des späteren Kriegspremiers nicht einmal eine Fussnote wert sein; der Medienwelt hingegen kommen Seitensprünge schon gelegener. Von der *Sun* über die *Times* bis zum Fernsehen – alle sind glücklich, einmal nicht über den Brexit berichten zu müssen. Denn Doris Castlerosse (1900–1942) war nicht irgendeine, sie war eine «Lady with a past». Sie lebte ungebunden nach



Mehr als Bewunderung: Lady Doris Castlerosse, gemalt von Churchill.

der Devise «An Englishwoman's bed is her castle». Castlerosse rühmte sich, den «Griff der Kleopatra» («Cleopatra's grip») wie eine Meisterin zu beherrschen. In einschlägigen Anleitungen ist die Rede von Kontraktionen der Vaginalmuskeln, um beim Koitus beide Partner zu stimulieren. Ob sie genau das meinte, bleibt der Nachwelt unerschlossen, weil keiner ihrer Partner mehr am Leben ist, um von dem Erlebten anschaulich zu berichten.

Die Meisterin stammte aus bescheidenen Kreisen in Südlondon – dort, wo der Fussballklub Crystal Palace spielt. Sie hiess als Kind

Doris Delevingne und wäre im Kleinbürgertum versauert, hätte sie das Schicksal nicht in die eigenen Hände genommen. Dieses führte sie schliesslich in die Ehe mit dem fettleibigen Viscount Castlerosse, der sie zu Beginn ihrer Bekanntschaft fast vergewaltigte – bis sein Geld sie gefügig machte. Doch bis dahin hatte die Lady einen langen Weg vor sich. Sie liess sich von der bemerkenswerten Einsicht leiten: «Es gibt keine impotenten Männer, nur inkompetente Frauen.» Castlerosse war der festen Überzeugung, dass sie jeden Schwulen rumkriegen könne.



Zärtlich umspült: Churchill und Castlerosse an der Côte d'Azur, um 1935.



Viel zu intensiv: Churchill (r.) mit Sohn Randolph und Tochter Diana, 1929.

Sie begann ihre aussergewöhnliche Laufbahn im Secondhand-Kleiderhandel kurz nach dem Ersten Weltkrieg, als Schauspielerinnen schicke Klamotten brauchten, aber kein Geld dafür hatten. In dieser Branche kam Castlerosse in Kontakt mit dem Showbusiness und schloß sich mit Verve die soziale Leiter hoch. Sie war derart erfolgreich, dass die damalige Prominentenköchin Rosa Lewis, ihrerseits kein Mauerblümchen, Castlerosse einmal empfahl, sie solle ihre Memoiren schreiben. Lewis lieferte freundlicherweise gleich den Titel dazu: «In 80 Betten um die Welt».

Der Biograf als Spielverderber

Eines davon wäre allerdings ziemlich hart gewesen – ein sperriger Fels im Mittelmeer. Eine Fotografie zeigt Castlerosse mit Winston Churchill auf Steinbrocken, die das laue Mittelmeer zärtlich umspült. Die beiden trafen sich angeblich im Château de l'Horizon in Cannes – heute im Besitz der saudischen Königsfamilie –, das damals der amerikanischen Filmschauspielerin Maxine Elliott gehörte. Sie stellte ihr Anwesen Freunden gerne als Liebesnest zur Verfügung, da sie ihrerseits, wiewohl etliche Male glücklich verheiratet, klandestine Schäferstündchen zu schätzen wusste.

Die Bezeichnung «Château» ist im Fall von Elliotts Heim allerdings etwas weit hergeholt. Die Liegenschaft ist vielmehr eine Villa des damals begehrten amerikanischen Architekten Barry Dierks, der sich offenbar vom Bauhaus inspirieren liess. Allerdings dürften Churchill und Lady Castlerosse kaum Augen für die Architektur gehabt haben, sondern eher füreinander.

Nachdem Churchill der Liaison ein Ende bereitet hatte und der Viscount sich von seiner abenteuerlustigen Angetrauten scheiden lassen wollte, verzog sie sich nach Amerika. Dort verarmte Castlerosse allerdings schnell, zumal die

Schatten der Jahre auf ihren einst lieblichen Gesichtszügen Spuren hinterlassen hatten.

Mitten im Krieg zog es sie in der Not zurück nach Europa – eine Reise, die in jenen Jahren fast unmöglich war. Da war sie dankbar, dass sie im britischen Premierministeramt einen guten Freund wusste. Sie erinnerte Churchill bei einem seiner Besuche in Washington an das hübsche Gemälde, das er einst von ihr gepinselt hatte, und bat um einen der heissbegehrten

Castlerosse war der festen Überzeugung, dass sie jeden Schwulen rumkriegen könne.

Sitzplätze für die Rückreise. Andernfalls könnte das Gemälde dafür sorgen, dass seine Reputation in dieser schweren Zeit Schaden nehmen würde. Der feinfühlig Churchill verstand den Wink und liess seine Ex 1942 zurück nach London fliegen. Dort erkannte sie, dass ihr Wert in den besseren Kreisen massiv gesunken war, zumal der alte Viscount nichts mehr von ihr wissen wollte. Lady Doris Castlerosse nahm sich zwei Monate nach ihrer Rückkehr mit einer Überdosis Tabletten das Leben.

Der Selbstmord ist unbestritten, nicht aber der Rest. Wie bei jeder schönen Geschichte



Vage Erinnerungen: Topmodel Delevingne.

spuckte auch hier ein Spielverderber in die würzige Suppe. Der Churchill-Biograf Andrew Roberts behauptet in der Zeitschrift *Spectator*: «Alles nicht wahr.» Er führt an, dass kein einziger seriöser Historiker bisher von dieser Affäre berichtet habe. Roberts räumt zwar ein, dass Churchills Privatsekretär John Colville tatsächlich von der Verbindung gesprochen habe: «Doch der hatte damals keine enge Beziehung zu Churchill und war erst nach dem Krieg in dessen Diensten.» Churchill sei viel zu intensiv in seine Ehefrau Clementine verliebt gewesen; mit ihr hatte er immerhin fünf Kinder. Zudem habe der Mann Castlerosse für ziemlich dämlich gehalten: «Die wusste nicht einmal, was der Völkerbund war.» Mag sein, vielleicht setzte Churchill jedoch mehr auf ihre ägyptischen Kenntnisse.

Es bedeutet laut Historiker Roberts gar nichts, dass Churchill Lady Castlerosse porträtiert hat, denn der habe alles gemalt, was ihm vor den Pinsel gekommen sei. Und die zärtlichen Worte im Brief seien nicht amourös, sondern höchstens kameradschaftlich gemeint.

Damit könnte die Debatte zu Ende sein, ist sie aber nicht. Ausgerechnet das Topmodel Cara Delevingne meldete sich in der *Sun*. Die 25-Jährige ist eine Grossnichte von Doris Castlerosse und eine Art einschlägige Expertin auf dem Feld. Denn sie bekennt sich in der Öffentlichkeit gerne dazu, Frauen und Männer gleichermaßen zu lieben. Diese Cara glaubt sich nun daran zu erinnern, dass ihre Grossmutter von dem Churchill-Abenteuer der Schwester berichtet habe – just so wie der Privatsekretär. Die Nachwelt wird die Wahrheit nie wissen.

Aber halt, da gibt es etwas: Unbestritten ist, dass Lady Doris Castlerosse den Churchills zugetan war. Vor Vater Winston lernte dessen Sohn Randolph ihren «Cleopatra's grip» kennen. Das bezweifelt keiner, aber auch Randolph kann leider nichts mehr von den Wonnen des «Griffs» erzählen. ○

Regisseur von Gartenträumen

Enzo Enea ist der Star unter den Gartengestaltern. Angefangen hatte er mit einem Kleinbetrieb. Heute realisiert er seine Werke auf der ganzen Welt.

Von *Andreas Honegger*

Es waren Prägungen in der Jugend, die Enzo Enea zum Garten- und Landschaftsgestalter werden liessen. Er erzählt jedenfalls mit grosser Begeisterung von den duftenden Obstplantagen seines Grossvaters im Süden: Die dortigen Pfirsichbäume und das darunter wachsende Gemüse, vor allem aber die ruhige Teilhabe an der Vollkommenheit der Natur waren für ihn schon immer die Vorstellung von absolutem Glück. Er liess sich erst zum Industrial Designer ausbilden und studierte dann Landschaftsarchitektur in England, dem klassischen Land der hochentwickelten Gartenkultur.

Unverkennbare Handschrift

Aus den beschaulichen Anfängen in Schmerikon am oberen Zürichsee hat sich Enea zum Global Player der Gartengestaltung entwickelt. Früh schon fand er zu seinem eigenen Stil. Unter anderem bezog er Elemente wie alte Mauerwerke, Tore, Brunnen und Steintöpfe in seine Kompositionen ein und kam so zu einer unverkennbaren Handschrift, die einen seine Gartengestaltungen sofort erkennen lässt: Dazu gehören oft rechteckige Wasserbecken, perfekte Solitärpflanzen und eine grosszügige, ruhige Gestaltung ohne schrille Töne.

Eiben, Buchskugeln, Hecken und ausgedehnte Gräserpflanzungen sind für ihn charakteristisch. Blumen und viele Farben sucht man in seinen Gärten meist vergeblich, das Grün dominiert. Allenfalls sind spektakuläre Hortensien in seinen Gestaltungen zugelassen, dann aber meist in grosser Zahl, etwa die kräftigen, hochaufragenden weissen Kugeln von «Annabelle» oder die üppigen hängenden weissen oder rosafarbenen Rispenhortensien – auch sie meist ein grosses Beet füllend. In den Wasserbecken dürfen, sofern diese nicht primär der Reflexion dienen, allenfalls weisse Seerosen oder Lotosblumen ihre Blüten öffnen.

Das wirkt in aller Regel elegant und grosszügig – genau das, was seine Kunden lieben. Eneas Gärten sind repräsentativ, und sie gelten als so sicheres Indiz für gediegenen Wohlstand wie die Patek Philippe am Handgelenk. Und kostspielig sind auch die meist schon grossgewachsenen Solitärbäume, mit denen Enea in den von ihm gestalteten Gärten einzelne *landmarks* setzt: prächtige grosse Felsenbirnen, knorrige Magnolien, japanische Ahornbäume oder eine Allee von «erwachsenen» Platanen.

Lästerungen meinen, dass Kunden, die sich einen Garten von Enea leisten können, bereits in einem Alter sind, das es ihnen nicht mehr

erlaubt, dreissig Jahre zu warten, bis Bäumchen zu Bäumen heranwachsen. In seiner Baumschule hält er sich einen Vorrat an wunderschönen Bäumen, aus denen seine Kunden auswählen können; sicher ein weiteres seiner Erfolgsrezepte. Früh schon hat Enea auch die Bedeutung des Verschmelzens der Gestaltung von Innen- und Aussenräumen erkannt. Diese müssen, wenn man eine optimale Wirkung und einen Mehrwert für beide erzielen will, einheitlich konzipiert werden.

Spezialist für tropische Pflanzen

Aus dem kleinen Betrieb in Schmerikon ist mittlerweile ein Unternehmen mit rund 200 Mitarbeitern geworden. Zentrum ist Rapperswil-Jona, wo Enea neben Büros und Werkstätten auch sein wunderschönes Baumuseum eingerichtet hat mit fünfzig Bäumen aus über 25 Arten. Die ältesten Exponate sind über hundert Jahre alt. Im Gespräch versichert Enea, der Baum als lebenswichtiger Sauerstoffspender sei für ihn das Symbol der Natur überhaupt. Da liegt er sicher nicht falsch und auch nicht darin, wenn er darauf hinweist, dass die Schönheit und die Seltenheit der ehrwürdigen Bäume die Wahrnehmung des Betrachters für die Elemente Raum und Zeit schärfen. Viele der Bäume wurden mit grossem Aufwand vor dem

In den Wasserbecken dürfen allenfalls weisse Seerosen oder Lotosblumen ihre Blüten öffnen.

Gefällt werden gerettet, und Enea verfügt mittlerweile über 25 Jahre Erfahrung im Verpflanzen von Bäumen.

Bei solchen Transporten werden oft bis zu zwanzig Tonnen Gewicht verschoben. Der Park des Baumuseums bietet aber auch Lebensraum und Inspiration für die Raumkonzepte der hier tätigen Landschaftsarchitekten. Rund zwanzig Mitarbeiter umfasst sein Stab am Obersee. Zurzeit ist die Firma in achtzehn Ländern tätig, und in Miami und New York betreibt Enzo Enea Zweigniederlassungen. Neben privaten Gärten und Terrassen werden Firmensitze, Hotels und die Gartenanlagen von Institutionen wie Universitäten, Museen und Sportanlagen entworfen. Zu Recht wahrt Enea die Privatsphäre seiner – teils sehr prominenten – Kunden.

Die internationale Tätigkeit hat für Enea auch den Reiz, dass er nicht nur Erfahrungen

in der Gartengestaltung mit Pflanzen der gemässigten Zonen sammeln kann – wie etwa jenen der Schweiz –, sondern auch Kenntnisse der tropischen und subtropischen Pflanzen. Es sind einerseits Architekten in aller Welt, die den Stil von Eneas Gärten schätzen, andererseits kommt er über international ausgeschriebene Wettbewerbe zu seinen Aufträgen.

Mit seinem Büro in New York hat er nun einen Wettbewerb im Umfeld der High Line gewonnen. Die Hochbahntrasse diente früher als Zubringer vor allem für die Metzger des Meatpacking District. Als sich der Transport mehr und mehr auf die Strasse verlegte, wurde die Bahnlinie stillgelegt und etappenweise durch eine Parkanlage auf der Höhe des zweiten oder dritten Obergeschosses der anliegenden Häuser ersetzt. Enea gestaltet nun einen Innenhof zwischen zwei grossen Towers und die Dachgärten eines Hotelbaus, der an die High Line angrenzt. Die Planung von derartigen urbanen Aussenräumen ist eine besondere Herausforderung für sein Team.

Gärten für die nächste Generation

1999 zeigte Enea erstmals einen seiner aufwendigen Schaugärten an der Gartenmesse Giardina*. Er war dort aber nicht immer präsent. Während der Verlegung des Firmensitzes von Schmerikon nach Rapperswil-Jona hat er an der Messe Zürich pausiert. In diesem Jahr – zufällig feiert die Enea GmbH ihr 25-Jahr-Jubiläum – ist er wiederum mit einem grosszügig gestalteten Schaugarten von 600 Quadratmetern dabei.

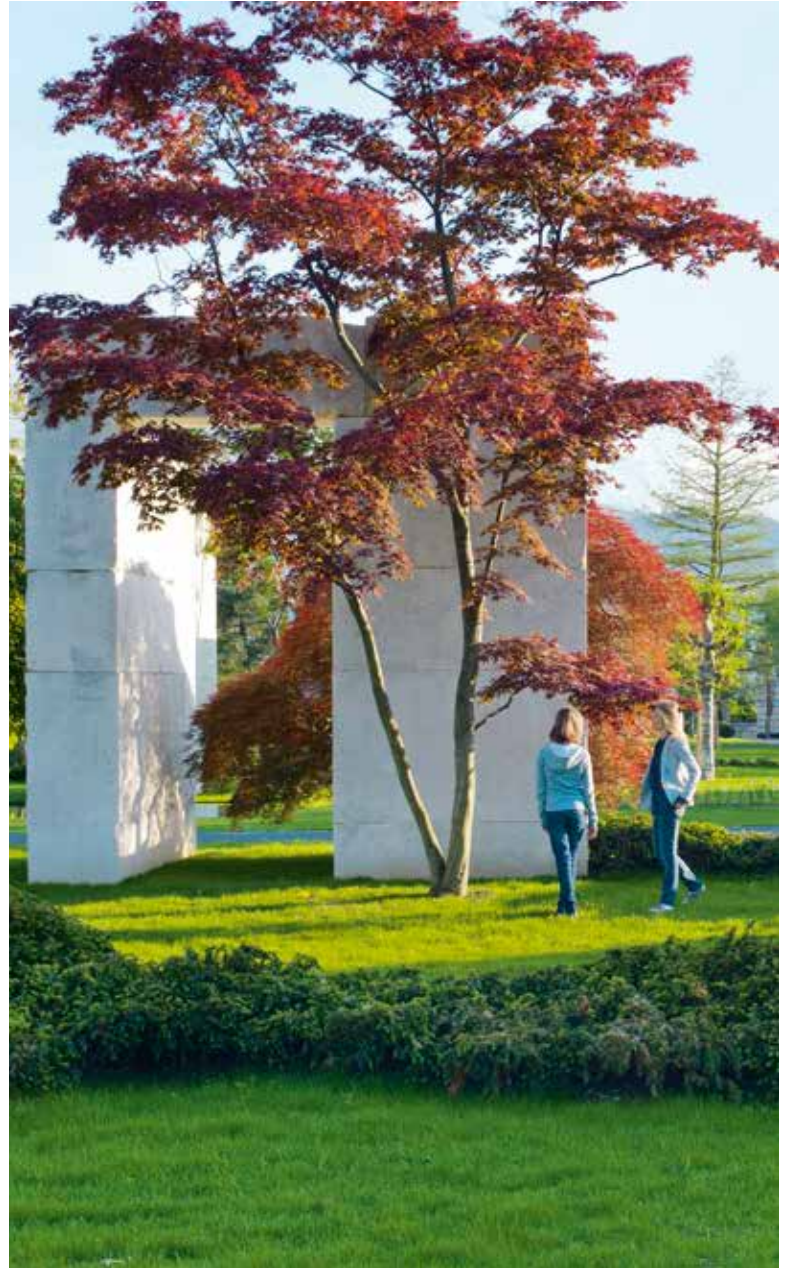
Im Jubiläumsjahr der Giardina kommt Enea auf den von ihm im Gartenbau schon seit längerem gepflegten Megatrend «East Meets West» zurück.

Zum Einsatz gelangt das Holz der *Paulownia tomentosa*, des Baumes mit den prächtigen blauen Blütenglocken im späten Frühjahr, der hierzulande auch als Solitärbaum in Gärten zur Anwendung kommt. Dessen Holz nennt man wegen seiner Leichtigkeit und Stabilität auch das Aluminium der Hölzer. Als qualitativ hochstehende Tropenholz-Alternative bietet es eine nachhaltige Lösung. Ganz im Sinne von Eneas Leitsatz: «Wir kreieren Werte für Generationen». Ein Enea-Garten gehört einem nie ganz allein. Man erfreut sich ein Leben lang an ihm, aber eigentlich bewahrt man ihn schon für die nächste Generation.

*Die Gartenmesse Giardina findet vom 14. bis 18. März in der Messe Zürich statt.



Gestaltung ohne schrille Töne: Weingut Davaz in Fläsch GR.



Über 25 Arten: Eneas Baummuseum in Rapperswil-Jona SG.



«Werte für Generationen»: Gartenunternehmer Enea.



Indiz für gediegenen Wohlstand: Privatgarten in Zürich.



Die Bibel

Herausforderung Strafrecht

Von Peter Ruch

Mein ist die Rache, ich werde Vergeltung üben, spricht der Herr (Römer 12,19; Dtn 32,35). Die Rache war über Jahrhunderte das gebräuchliche Strafsystem und ist es in manchen Regionen noch. Sie birgt die Gefahr, dass Rechtsstreitigkeiten masslos eskalieren. In der biblischen Rechtsprechung trat an ihre Stelle die Talion, die unter dem geflügelten Wort «Auge um Auge, Zahn um Zahn» bekannt ist. Das wirkt für heutiges Rechtsempfinden barbarisch, bedeutet jedoch gegenüber der Rache einen bedeutenden Fortschritt, weil es Emotionen ausschaltet und die Strafe einem rationalen Kriterium unterstellt.

Die Aussage, laut der Rache allein Gottes Sache sei, könnte als Ablehnung jeglichen Strafsystems verstanden werden. Das würde jedoch nicht zur Aussage des Apostels Paulus passen, dergemäss die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt. Keine Gesellschaft kommt ohne Justiz und Strafvollzug aus. Im Mittelalter verstand sich die Kirche als Sachwalterin Gottes, übte in seinem Namen Rache und brutalisierte das Strafsystem. Erst lange nach der Reformation bemühten sich Rechtsgelehrte wie Hume, Locke und Montesquieu, die Gesetze über die Willkür der – auch protestantischen – Fürsten zu setzen. Die Gewaltentrennung erzwang eine offene Debatte zwischen den Streitparteien vor einem unabhängigen Gericht. Weil die Rache Gottes Sache ist und weil Er auch Schwerverbrecher in sein Reich aufnehmen kann, ist jede Strafe mit einem Vorbehalt zu vollziehen. Jedem Straftäter steht die Menschenwürde zu.

In der säkularisierten Gesellschaft sind irdische Nirwana-Projekte an die Stelle der Reich-Gottes-Hoffnung getreten. Bei marxistisch angehauchten Richtern können Kriminaltaten zu einem Teil des Klassenkampfes werden. Durch diese Brille erscheinen Täter als Opfer. Bereits hat die Verhältnismässigkeit im Strafrecht Verzerrungen erlitten. Es wäre klug, sie zu korrigieren. Denn Menschenwürde ist nicht das Gleiche wie säkularisierte Gnade, die dann auf grundsätzliche Milde hinausläuft.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte das Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Archaische Tragödie: «Les gardiennes».

Kino

Die andere Front

«Les gardiennes» erzählt vom Ersten Weltkrieg aus der Sicht von Bäuerinnen, die um ihre Männer und Söhne bangen und dabei das Land in Schuss halten. Von Wolfram Knorr

Feld, Acker, Wiese – und mittendrin das alte Anwesen mit Wohnhaus, Stall und Hof. Geborgenheit, Zugehörigkeit, Nestwärme sind hier zu Hause. Beschauliche Ruhe – scheinbar. Beim Pflügen, Ausmisten, Melken gibt es nur Frauen, egal welchen Alters. Die Männer und Söhne sind draussen, in Gräben, an der Front, in der Hölle des Kriegs, im Namen des Vaterlands. Die Frauen kämpfen eine andere Schlacht. Es ist der Erste Weltkrieg.

Hortense (Nathalie Baye), die weisshaarige Matriarchin des Hofes, halb Mutter Courage, halb Antigone, hält den landwirtschaftlichen Betrieb eisern auf Vordermann – oder versucht es. Ihr gichtkranker Gatte ist nur eine beschränkte Hilfe, und Tochter Solange (Laura Smet), deren Mann ebenfalls sein nacktes Leben aufs Spiel setzen muss, reicht alleine nicht. Deshalb erhält Hortense übers Fürsorgeamt eine Zusatzkraft. Francine (Iris Bry), eine Waise, fügt sich rasch ein, bewährt sich als grosse Hilfe.

Ab und zu kommen die Söhne für kurze Ruhepausen, und Francine verliebt sich in den charmanten Filius Georges (Cyril Descours), lässt sich von ihm verführen, schreibt ihm flammende Briefe, von denen Hortense erfährt. Als Francine schwanger ist, wird sie vom

Hof gejagt, obwohl Hortense ihr versprochen hatte, dass sie für immer bleiben könne. Verbittert vom Tod des ältesten Sohns und der Unbotmässigkeit von Solange, die mit stationierten US-Soldaten flirtet, kämpft Hortense um den Familienzusammenhalt und opfert Francine, wirft sie vom Hof.

In «Les gardiennes» von Xavier Beauvois gibt es keine Butzenscheibengemütlichkeit, keine Folklore, nur spröde Beziehungen, ruhelose Arbeit und unbezwingbare Natur, mit dem Gehöft als fester Burg vor den Stürmen draussen in der Welt. Selten zeigte ein Film die Absurdität des Krieges so sinnlich-sinnhaft wie an diesem Beispiel von Frauen, die unermüdlich, gottesfürchtig, pflichtbewusst die Stellung halten und sich verbissen in moralische Kleinkriege verbeissen, um die eherne Ordnung nicht zu gefährden. Diese läuft ohnehin Gefahr, wie vom fernen Krieg gelenkt, sich aufzulösen.

Es sind die GIs, die eines Tages auftauchen, sich auf dem Hof versorgen und mit lässiger Unbekümmertheit das enge Weltbild aufbrechen. Der Film basiert auf dem gleichnamigen Roman von Ernest Pérochon (1885–1942), der erstaunlich aktuell die Zukunft bei den Frauen sieht, während die Männer, durch den Krieg

lädiert, seelisch immer mehr zu zerbröseln beginnen. Beauvois' «Des hommes et des dieux» (2010) war ein atmosphärisches Meisterwerk über Trappistenmönche im Konflikt mit Islamisten, die zwischen Standhalten und Aufgeben zu verzweifeln drohen. War es in «Des hommes et des dieux» die direkte Konfrontation mit einem Glaubensbild, ist es in «Les gardiennes» der Krieg, der sich bis in die ferne französische Provinz pflügt und ihre soliden Strukturen aufzulösen beginnt.

Herb und streng bleibt Beauvois auf Distanz zu seinen Figuren, bei gleichwohl hoher Emotionalität. Wie sich Hortense – die Verluste an der Front nehmen zu – von der Mutter Courage in eine Lady Macbeth verwandelt, in einen sanften Dämon, die angesichts technischer und moralischer Veränderungen besitzergreifend ihr Haus erhalten will, das ist archaische Tragödie. Mit der unaufgeregten, aber intensiven Erzählweise wird «Les gardiennes» wohl im Schatten der Marktschreier bleiben, was sehr schade ist. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Death Wish — Das Remake der Charles-Bronson-Selbstjustiz-Barbarei (1974) wirkt wie seine eigene Parodie, so unfreiwillig dämlich ist es. Bruce Willis schmunzelt sich als edler Notarzt durch Familie und Klinik, bis seine Frau gekillt und die Tochter schwer verletzt wird. Dann greift er zur Waffe, natürlich immer noch schmunzelnd, und löscht aus, was ihm nachts übel aufstösst. Schauerlich inszeniert und gespielt und dank Donald Trump aktuell. Nach der Schulschiesserei in Florida hatte er den Vorschlag gemacht, die Lehrer zu bewaffnen. ★☆☆☆☆

Matar a Jesús — Die Studentin Paula wird Zeugin, wie ihr Vater, ein Professor, auf offener Strasse erschossen wird. Ruhelos, da die Polizei ihren bürokratischen Gang geht, macht sich Paula in den einschlägigen Klubs und Kneipen auf die Suche nach dem jugendlichen Mörder – und findet ihn. Jesús ist ein armes Schwein, das sich mit solch makabren Aufträgen über Wasser hält. Das kriminelle Jugendmilieu, vom Staat völlig im Stich gelassen, zieht Paula an und macht ihr zugleich



Nichts zu verlieren: «Matar a Jesús».

Angst. In der kolumbianischen Metropole Medellín spielend, taucht der Film der Regisseurin und Autorin Laura Mora Ortega mit seinen Hauptfiguren tief hinein in die Innereien der Stadt, in die Slums und Klubs, und zeigt eine Jugend, die ausser ihrem Leben nichts zu verlieren hat. Eine faszinierende Odyssee, ohne moralischen Zeigefinger und ohne Selbstjustizwahn (siehe unten). ★★★★★☆

Early Man — Die Knetfiguren Wallace und Gromit bleiben in ihrer schlitzohrigen Verschrobenheit unvergessen. Von den neuen Kreationen aus dem Aardman-Studio, den Steinzeitmenschen, wird man das leider nicht behaupten können. Zu unwitzig. Und wenn



Steinzeit-Fussball: «Early Man».

sie dann auch noch in die Hände erster Zivilisten fallen, die sich ihre Zeit mit Fussball vertreiben und die Steinzeit-Heinis auf den Rasen nötigen, mag das vermutlich nicht mal fussballverrückte Briten allzu sehr erheitern. So bleiben im Original die wunderbaren Stimmen, wie etwa die von Eddie Redmayne oder Timothy Spall. Als Abendfüller reicht das nicht. ★☆☆☆☆

Knorrs Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Three Billboards Outside... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	Molly's Game Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
4	Eldorado Regie: Markus Imhoof	★★★★☆
5	Ella & John Regie: Paolo Virzì	★★★★☆
6	I, Tonya Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
7	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
8	All the Money in the World Regie: Ridley Scott	★★★★☆
9	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
10	Red Sparrow Regie: Francis Lawrence	★★★★☆

Jazz

Auferstehung von den Toten

Von Peter Rüedi

Es gibt zweifellos Hindernisse, die Kunst vernichten. Wenn sie etwa den zerstören, der sie hervorbringen müsste. Aber es gibt auch Widerstände, gegen die ein Künstler erst zu einem solchen wird. In einem witzigen frühen Text mit dem Titel «Sport und geistiges Schaffen» reitet Bertolt Brecht eine Attacke gegen die Maxime vom «gesunden Geist in einem gesunden Körper». «Es gibt wirklich, allen Turnlehrern zum Trotz, eine beachtliche Anzahl von Geistesprodukten, die von kränklichen oder zumindest körperlich stark verwehrten Leuten hervorgebracht wurden, von betrüblich anzusehenden menschlichen Wracks, die gerade aus dem Kampf mit einem widerstrebenden Körper einen ganzen Haufen Gesundheit in Form von Musik, Philosophie oder Literatur gewonnen haben.»

Keith Jarrett, dieser mit Talent im Übermass gesegnete Musiker, erlitt mitten in einem scheinbar endlosen Aufstieg einen Schlag, bei dem es schwerfällt, nicht an den Neid der Götter zu glauben. Er erkrankte am Chronic-Fatigue-Syndrom, das ihm von 1996 bis 1998 jegliche körperliche und geistige Anstrengung verunmöglichte. Nur langsam kämpfte er sich zurück, mit Aufnahmen von seltener Schlichtheit, Innigkeit und Konzentration, Selbstgesprächen mit dem Titel «The Melody at Night, with You». Zur gleichen Zeit, im letzten Quartal 1998, traf er sich in seinem Privatstudio wieder mit seinen Partnern Gary Peacock und Jack DeJohnette zum alten «Standards»-Trio, was zuerst in einem Zusammenbruch endete, dann aber in das Experiment eines ersten öffentlichen Auftritts im heimischen New Jersey mündete. Nach zwanzig Jahren liegt nun dieser biografische Meilenstein auf zwei CDs vor. Er ist auch künstlerisch eine eigentliche Auferstehung, von einer ungemeynen Frische und Sparsamkeit, welche die Melodiebögen gelegentlich skelettiert. Sieben Standards, vier hinreissende Bebop-Klassiker, die dem eben halbwegs Genesenen sicheres Gelände zu sein schienen. Seine Befürchtungen, das Resultat könnte deshalb «dated» klingen, sind umsonst. Das Gegenteil ist wahr. Hat mir Jarrett doch einmal versichert, die Erfindungen des Bebop seien von den Nachgeborenen noch immer erst zum kleinsten Teil genutzt.



Keith Jarrett, Gary Peacock, Jack DeJohnette: After the Fall. 2 CDs. ECM 2590/91

Der Kamikaze-Pilot, der überlebte

Shigeyoshi Hamazono war bereit, bei seinem letzten Einsatz im Frühling 1945 das Leben zu opfern. Doch die Operation Kikusui verlief nicht genau nach Plan. Von Giles Milton

Sie waren beinahe gleich alt, die beiden jungen japanischen Piloten der Tokkotai-Spezialangriffsschwadron, einer Elitetruppe. Und nun meldeten sie sich freiwillig als Kamikaze-Kämpfer, bereit dazu, ihr Leben für Japan zu opfern.

Es war der Frühling von 1945. Shigeyoshi Hamazono und Kiyoshi Ogawa machten sich bereit für ihren letzten Einsatz, einen vernichtenden Angriff auf amerikanische Kriegsschiffe in den Gewässern um Okinawa.

Geplant war die Operation Kikusui als wogende Welle von Kamikaze-Angriffen mit mehr als 1500 Flugzeugen. Doch sie verlief nicht genau nach Plan, wie Shigeyoshi Hamazono bald feststellte.

Hamazono hatte sich nach der Bombardierung von Pearl Harbor im Dezember 1941 freiwillig zur japanischen Armee gemeldet. Seine Mutter war entsetzt: «Sie schrieb mir einen Brief mit den einzigen Worten, deren sie fähig

«Als Militärpilot hatte man keine Möglichkeit, nein zu sagen. Das war meine Pflicht.»

war: «Lass dich nicht besiegen. Stirb nicht.» Diese Ermahnung war verlorene Liebesmüh, denn Hamazono wurde als Teilnehmer der Operation Kikusui ausgewählt.

Dienst in der Spezialangriffsschwadron tat man nur angeblich freiwillig. Man hatte den Piloten von Hamazonos Gruppe ein Rekrutierungsformular gegeben, auf das sie einen Kreis zeichnen sollten, wenn sie sich freiwillig meldeten, und ein Kreuz, wenn sie dies nicht tun wollten. «Drei Mann machten ein Kreuz», erinnerte sich Hamazono, «doch man zwang sie dennoch zu fliegen. Ich empfand Hass gegen die Offiziere, die sie dazu gezwungen hatten.»

Hamazono selbst hatte keine Wahl, als er für die Operation Kikusui nominiert wurde. Er wurde vom Befehlshaber gerufen, der ihm mitteilte, er sei für den Angriff am folgenden Tag ausgewählt worden.

«Als Militärpilot hatte man keine Möglichkeit, nein zu sagen [...] Das war meine Pflicht. Die ganze Nacht habe ich an nichts anderes als an meinen Einsatz gedacht.»

Einen selbstmörderischen Einsatz hatte er bereits überlebt: Bei seinem Flugzeug hatte es ein technisches Problem gegeben, weshalb er

zur Fliegerbasis hatte zurückkehren müssen. Nun wurde er für seinen letzten Angriff losgeschickt. Er stieg im Bewusstsein, seine Familie nie mehr wiederzusehen, in sein Mitsubishi-Zero-Kampfflugzeug.

Bevor er zur amerikanischen Flotte hinausflog, warf er über seiner Heimatstadt ein *hachi-*

unter anhaltenden Fliegerabwehrbeschuss. Unbeirrt flog er weiter auf sein Ziel, den amerikanischen Flugzeugträger USS «Bunker Hill», zu. Als er sich darüber befand, setzte er zum Sturzflug an und warf gleichzeitig eine 250 Kilogramm schwere Bombe ab.

Diese durchschlug das Flugdeck der «Bunker Hill», explodierte und setzte Treibstoff in Brand. Die Flammen ergriffen die frisch betankten Flugzeuge auf Deck, welche explodierten. Ogawa konnte gerade noch sehen, was er angerichtet hatte, bevor er als Gnadenstoss sein Flugzeug in den brennenden Kontrollturm des Flugzeugträgers lenkte.



«Lass dich nicht besiegen. Stirb nicht»: Kamikazekämpfer Hamazono.

maki ab, ein Stirnband, auf dem «Ich hoffe, es geht euch gut, auf Wiedersehen» stand. Das war sein symbolischer Abschied. Sein Waffenbruder Kiyoshi Ogawa zeigte mehr Begeisterung. Er hatte unbedingt zur Kamikaze-Schwadron gewollt und freute sich auf den Angriff. Er hatte keinerlei Bedenken, als er für seinen letzten Einsatz in sein Flugzeug stieg.

Ogawa näherte sich als Erster den amerikanischen Schiffen. Dabei geriet sein Flugzeug

Die Folgen waren verheerend. Die Explosion brachte viele «Bunker Hill»-Piloten um, die im Bereitschaftsraum warteten, indem sie den Sauerstoff aufzehrten, so dass die Männer ersticken.

Auch Hamazono wollte sein Zielschiff treffen. Doch als er sich der amerikanischen Flotte näherte, stellte er fest, dass eine Schwadron amerikanischer Kampfflug-

zeuge aufgestiegen war, um ihn anzugreifen.

Es folgte ein 35 Minuten lang dauernder Luftkampf, in dessen Verlauf Hamazono gleichzeitig den Kugeln der Amerikaner auszuweichen und das weit unter ihm liegende Ziel zu identifizieren versuchte. «Am Ende des Luftkampfes sah ich sie von weitem wieder auf mich zufliegen. Ich war sicher, dass ich binnen Sekunden sterben würde. Doch als sie näher kamen, drehten sie ab und flogen davon. Ich kann mir immer noch nicht erklären, warum sie das getan haben.»

Hamazonos Flugzeug war mittlerweile völlig durchsiebt. Ausserdem hatte er schwere Verletzungen und Verbrennungen im Gesicht und an den Händen. Da es dunkel wurde, beschloss er, sich mit dem Flugzeug aufs japani-

«Ich war über und über verbrannt und hatte nur noch fünf Zähne.»

sche Festland zurückzuretten, statt den Angriff fortzusetzen. «Ich war über und über verbrannt und hatte nur noch fünf Zähne.» Sein Einsatz war vorbei.

Hamazono wurde für keinen weiteren Kamikaze-Überfall mehr ausgewählt. Der Krieg war beinahe vorbei, und der Pilot hatte keinerlei Lust mehr, in seinem Flugzeug zu sterben.

Jahrelang mussten Hamazono und eine Handvoll anderer überlebender Kamikaze-Piloten mit dem Stigma leben, Einsätze überlebt zu haben, die sie das Leben hätten kosten müssen.

«Man redete uns ein, die letzten Worte der Piloten seien «Lang lebe der Kaiser!» gewesen», sagt Hamazono. «Aber ich bin sicher, dass das gelogen war. Die haben gerufen, was ich gerufen hätte. Die haben nach ihren Müttern gerufen.»

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
«Das Kastanienbankett»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Kann eine Ehe funktionieren, wenn die Frau viel reicher ist als der Mann? Meines Erachtens denkt die Frau dann immer: «Der Mann liebt mich nicht, er liebt nur mein Geld.» Wolfgang M., *Rüschlikon*

Was sind die Beweggründe, dass man gerade diese Frau und keine andere heiratet? Ist das möglicherweise nur der Reichtum? In den meisten Fällen – vor allem im jugendlichen Alter – weiss weder er noch sie, warum sie beide sich lieben. Oder man gesteht sich oft den Beweggrund nicht ein. Liebe macht bekanntlich blind. Was zieht wen an? Und warum? Es gibt Menschen, denen Reichtum sehr wichtig ist, und da kann Reichtum allein schon der Beweggrund sein. Für die reiche Frau ist das nicht gerade ein schönes Gefühl, denn sie möchte wohl eher ihrer Person als ihres Reichtums wegen «geliebt» werden. Das gilt natürlich beiderseits. Die reiche Frau wird bald merken, ob sie vom Mann nur wegen des Reichtums geliebt wird. Ich kenne aber Ehen, die gut funktionieren, obwohl die Frau sehr vermögend ist, der Mann aber vermögens-

los. Kennen Sie die Geschichte aus einer noch patriarchalischen Zeit? Der Sohn fragt den Vater: «Was rätst du mir, soll ich lieber eine schöne oder eine reiche Frau heiraten?» Der Vater sagt: «Wenn du wählen kannst, nimm die Reiche. Reichtum hält länger als Schönheit.» Es sei denn – die Frau übergibt den Reichtum dem Mann zur Vermögensverwaltung.

Bis vor kurzem las man täglich von Rekordwerten an der Börse. Ich habe noch nie Aktien gekauft. Soll ich einsteigen?

Hans F., *Muri b. Bern*

Nur weil man von neuen Rekordwerten liest, gibt es keinen Grund «einzusteigen». Nichts ist wertbeständig, und nichts steigt immer. Gerade in der Wirtschaft geht es nie nur *obsi*, sondern immer auch wieder *nidsi* – und umgekehrt. Leute, die im Aktiengeschäft Erfahrung haben, sagen: «Wenn Putzfrauen Aktien kaufen, ist es Zeit auszusteigen.» Das heisst, unerfahrene Leute lassen sich von den Rekordwerten blenden und kaufen meist auf dem höchsten Punkt. Dabei sollte man Aktien auf dem tiefsten Punkt erwerben. Aber all das zu erkennen, ist schwierig. Um Ihnen einen Rat zu geben, müsste man Ihre Vermögensverhältnisse und Ihre Bedürfnisse kennen. Bei knapper Kasse würde ich von einem Aktienerwerb ohnehin abraten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

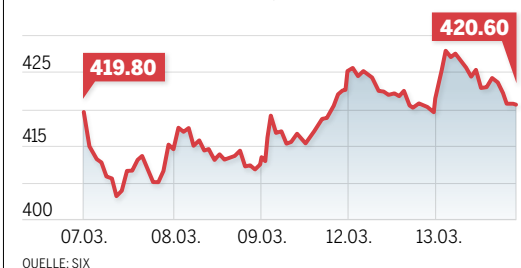
Gewinner der Woche

Bucher in Stadt und Land

Muss man auf dem Trottoir einem Reinigungsfahrzeug ausweichen, sucht man mit dem Blick automatisch die Karosserie ab und schaut, ob die Maschine von Bucher ist. Bucher Industries zählt bei Kommunalfahrzeugen für Reinigung und Räumung zu den weltgrössten Anbietern, und das ist nur eine von fünf Sparten des Konzerns. Eine andere Sparte, Emhart Glass zählt ebenfalls zu den Weltmarktführern, dies in der Technologie für Herstellung und Prüfung von Glasbehältern. «Auch wir sind internationale Spitze», melden sich die Kollegen der Sparte Kuhn Group, die spezialisierte Landmaschinen baut. Der Schweizer Traditionskonzern Bucher Industries, 1807 als Schmiede gegründet, entwickelte sich über landwirtschaftliche Maschinen zu einer modernen Technologie-Gruppe.

Aktienkurs von Bucher Industries

Vom 7. März bis 13. März 2018, in Franken



35 Prozent der Aktienstimmen liegen bei der Gründerfamilie Hauser. Die Titel haben angesichts anziehender Märkte jüngst leicht, im zurückliegenden Jahr um 50 Prozent an Wert gewonnen. *Beat Gygi*



Thiel

Rahmenmenü

Von *Andreas Thiel*

Kellner: Voilà, das Tagesmenü, Herr Aussenminister, wir haben gerade Europäische Wochen: Brüsseler Salat, Wiener Schnitzel Café de Paris und zum Dessert Luxemburgerli.

Cassis: Ich esse heute à la carte.

Kellner: Wie Sie wünschen. Hier das EU-Rahmenmenü.

Cassis: Das EU-Rahmenmenü? Was soll das heissen?

Kellner: Ach, das heisst gar nichts. Sie bestellen à la carte. Und sollte irgendeine Zutat nicht vorhanden sein, dann wird die Speise in diesem Punkt der Saison angepasst.

Cassis: Gut, dann hätte ich gerne Basler Mehlsuppe, eine Berner Rösti mit Zürcher Geschnetzeltem und zum Dessert Zuger Kirschtorte.

Kellner: Wie Sie wünschen.

Cassis: Und bringen Sie mir einen Halben Merlot aus dem Tessin.

Kellner: Voilà einen Halben Riesling von der Mosel.

Cassis: Ich habe Merlot aus dem Tessin bestellt.

Kellner: Ja, aber das EU-Rahmenmenü sieht vor, dass wir ausschenken, was wir haben, und nicht, was Sie wollen. Und hier kommt Ihr Brüsseler Salat.

Cassis: Ich hatte Basler Mehlsuppe bestellt.

Kellner: Leider ist sie alle. Für diesen Fall sieht das EU-Rahmenmenü vor, dass Ihnen eine Vorspeise vom Tagesmenü serviert wird. Und hier kommt auch schon die Hauptspeise: Wiener Schnitzel Café de Paris.

Cassis: Keine Berner Rösti mit Zürcher Geschnetzeltem?

Kellner: Die ist heute nicht erhältlich. Deshalb präsentieren wir Ihnen das Wiener Schnitzel Café de Paris, wie es das EU-Rahmenmenü vorsieht.

Cassis: Danke, ich gehe woanders essen. Die Rechnung bitte.

Kellner: Wie Sie wünschen: voilà.

Cassis: Aber das ist ja mindestens doppelt so viel wie auf der Karte angegeben!

Kellner: Das EU-Rahmenmenü sieht vor, dass die Preise nach Bedarf einseitig angepasst werden können.

Cassis: Ich protestiere!

Kellner: Dafür sieht das EU-Rahmenmenü ein Schiedsgericht vor, bestehend aus Ihnen, dem Koch und mir.

Namen

Ewige Wiederkehr

Sozialdemokraten feiern am Zürcher Opernball; Interesse und Begeisterung für Wagners «Parsifal». Von *Hildegard Schwaninger*

Der Zürcher Opernball, vom Ex-Intendanten **Alexander Pereira** erfunden, vom jetzigen Hausherrn **Andreas Homoki** letzten Samstag zum achten Mal veranstaltet, ist einer der gesellschaftlichen Höhepunkte des Jahres. Vieles ist bewährt, einiges ist neu. Bewährt, fast schon «ewige Wiederkehr», ist die Sitzordnung beim Diner, dem festlichen Auftakt zum Ball. Das Gastgeber-Ehepaar **Andreas und Aurelia Homoki** sitzt vis-à-vis des Traumpaars aus dem Stadthaus, Stadtpräsidentin **Corine Mauch** und Hochbauamtsvorsteher **André Odermatt**. Sie kommen stets gemeinsam an den Opernball, und neben Frau Mauch sitzt traditionell **Markus Notter**, Opernhaus-Verwaltungsratspräsident und Ex-Regierungsrat, mit seiner Frau **Esther Arnet**. Alles SP-Politiker – und natürlich wispert alles etwas süffisant über den Cüpli-Sozialismus. Der Wahlsieg vom Wochenende davor liess sich hier trefflich feiern. Neben Aurelia Homoki sitzt immer Regisseur **Markus Imboden** mit Schauspielerin **Martina Gedeck**, ihnen gegenüber wiederum das Ehepaar Muschg. **Adolf Muschg**, der ja immer betont, dass der Ball nicht so seine Welt sei, tanzt dann doch fleissig mit seiner Frau. Auch die Sängerinnen **Nubya** und **La Lupa** gehören mittlerweile zum Opernball-Inventar. Eyecatcher an den Diner-Tischen waren **Shawne Fielding** (im champagnerfarbenen Seidenkleid, ganz auf Hollywood gestylt und in glänzender Laune), **Katharina Wuermli** (Rechtsanwältin und Ehefrau von Tax-Expert-Chef **Richard Wuermli**), **Andrea Rinderknecht**

(die Frau von Lindt-&-Sprüngli-Verwaltungsrat **Thomas Rinderknecht**, in Zyklamenrot) und Modeschöpferin **Anastasia Kiefer**, die – Narzissmus hoch drei – dauernd wollte, dass ihr Mann **Dieter Kiefer** sie mit dem Handy fotografierte, sowie **Irina Beller**, in irgendetwas Halbdurchsichtigem, mit langen, aufgeklebten Haaren (Extensions) und dem ernstesten Blick, den sie sich neuerdings zugelegt hat. Von den Künstlern sah man die Primaballerina **Katja Wünsche** und Ballettdirektor **Christian Spuck**, von den Sponsoren **René Braginsky** und seine Frau **Susanne**. Breitling-CEO **Georges Kern** war mit seiner Frau **Monika** da, als Spender eines Tombola-Preises (3500 Franken teure Breitling-Uhr) und weil Sohn **Philipp Henri Kern** Debütant war, was der stolze Vater mit seiner Handykamera fleissig dokumentierte. Ein Sohn von Schroder-Bank-Schweiz-CEO **Ariel Goekmen** und **Tatjana Davidoff** war Tombola-Lösli-Verkäufer. So halfen alle zusammen, diesen Ball als grossartiges Fest zu gestalten.

Das Team des «Baur au Lac» (500 Leute stark) war zuständig für das Diner, «The Dolder Grand» war erstmals am Opernball als Betreiber der Foyer-Bar, und das Team der «Kronenhalle»-Bar mixte Cocktails im Bernhard-Theater.

Das Neue am Opernball waren die vielen Influencer und Influencerinnen sowie Bloggerinnen und Blogger (waren schon letztes Jahr präsent, aber weniger zahlreich), die – als Flaniergäste (Leute, die erst nach dem Diner am Ball teilnehmen) – durch die Gänge schwirrten.



Fast verliebt

Frühlingsstress

Von *Claudia Schumacher*

Auch wenn Sie dieser dreckige Winter mit seinen Superviren noch ans Bett gefesselt hält wie eine gnadenlose Domina oder wenn Sie, wie ich, endlos verschnupft im Büro sitzen und sich fragen, wann Sie

seitwärts vom Stuhl kippen: Es ist so weit. Nicht das Umkippen, der Frühling! Sonne, erste Blumen und Vogelgezwitscher: Er ist da. Womit auch die Flirtsaison eröffnet wäre. Was jetzt?

Wir Frauen klauben panisch unser Geld, das Gold und die Bitcoins zusammen und verstecken alles im Keller. Dann kommen wir wieder hoch – und lächeln, lächeln unser schönstes Lächeln! Denn zwei Dinge über Männer haben wir besonders verinnerlicht: Zu viel messbare Karriere verschreckt sie. Und: Sie mögen uns lieber fröhlich. Derweil stehen die Herren der Schöpfung vor dem Spiegel und üben das Erzählen ihrer Berufsgeschichte, und zwar so, dass sie nach dreimal mehr klingt. Am Ende macht Mann ein Gesicht wie Ryan Gosling: die Stirn schmissig in Falten werfen, dazu ernste Augen. Weil: Darauf stehen Frauen. Siehe Ryan Gosling.



Glänzende Laune: Fielding (l.), Schöpf.



Selbstbewusst: Arrigoni (l.), Zeidler (r.).



Stets gemeinsam: Mauch (l.), Odermatt.

Sie waren eingeladen, um den Abend etwas «aufzuhübschen» – lauter hübsche, junge Menschen, jede Frau (auf ihren High Heels) mindestens 1,80 Meter gross, gestylt bis in die Fingerspitzen und entsprechend mit dem nötigen Selbstbewusstsein bewaffnet. Die Bloggerinnen Nives Arrigoni und Anja Zeidler waren etwas gewöhnungsbedürftig gekleidet, sie schienen den Opernball mit einer Intimissimi-Modeschau zu verwechseln. Neben ihnen wirkte die sonst so offenerzige Irina Beller züchtig wie eine Nonne.

Der Opernball ist eine Benefizveranstaltung des Opernhauses. Dieses Jahr geht der Ertrag an das Education-Programm für Kinder und Jugendliche. Der Auftrag, dem jungen Publikum die Oper näherzubringen, wird von Intendant Homoki sehr ernst genommen.

Und die Bemühungen fruchten. Am Sonntag nach dem Opernball stand «Parsifal» auf dem Programm – die Oper von Richard Wagner, die von 17.30 Uhr bis 22.45 Uhr dauerte. Hier sei den Mitarbeitern und der Technik des Opernhauses grösste Bewunderung ausgesprochen. Der festlich geschmückte Ballsaal war innert weniger Stunden wieder eine Bühne. «Parsifal», das bedeutete: vom Tanzvergnügen direttissimo zum Karfreitagszauber. Und da: erstaunlich junges Publikum, das – neben Interesse und Begeisterung – den nötigen Durchhaltewillen zeigte. Simone Young hatte den auch. Die Dirigentin, ständiger Gast am Opernhaus Zürich, bekam als musikalische Leiterin des «Parsifal» viel Applaus; am Opernball hat sie das musikalische Programm dirigiert. Die finnische Sopranistin Camilla Nylund und Bryn Terfel sangen, der walisische Bassbariton mit der virilen Ausstrahlung führte vor, was ein echter Mann ist.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Haben wir den genderspezifischen Teil unserer Hausaufgaben erledigt, erwartet uns alle dieselbe Pflicht: Ein neues Bild muss her, fürs Online-Dating. Dazu ziehen wir uns Sport Sachen an, steigen auf ein Velo oder einen Berg und machen ein Selfie. Hauptsache, wir wirken sportlich. Zu-zweit.ch, ein Vergleichsport für Online-Dating, hat vor kurzem Millionen Profilbilder von Schweizern ausgewertet. Besonders gerne zeigten sich die Schweizer – Männer wie Frauen – beim Sport.

Nur: Wie viele Menschen kennen Sie eigentlich, die sich tatsächlich über ihre Sportlichkeit definieren?

Es ist ein altes, leidvolles Lied, dass der Mensch glaubt, er müsse für die Liebe ein anderer sein, als er ist. Frauen machen sich kleiner – wozu? Er wird ihre wahre Grösse früher oder später ohnehin erkennen, und ist er blöd, dann geht er. Bei Männern durchschauen Frauen

ohnehin jede Lüge, egal, wie kunstvoll sie ist. Man täte besser daran, gleich auf Menschen zu zielen, die einen so nehmen, wie man ist. Klar schaut man sportlichen, dynamischen Menschen mit guten Körpern hinterher. Aber verliebt man sich in sie?

Die wenigsten haben doch einen «Typ», auf den sie stehen. Wenn ich schaue, welche Männer mir unter die Haut gingen, dann war vom zierlichen Mathe-Nerd über die charmante Sportskanone bis zum sexy Schöngest alles vertreten. Was aber jeder hatte, war ein Zauber. Etwas Eigenes, das mir neu war. Eine Färbung in der Stimme, ein Gespür in den Händen, ein Geruch, der Schmetterlinge macht, oder eine Art, über Bücher zu reden, die mitreisst. Etwas, was sich nicht trainieren lässt. Etwas, was aber von selbst zur Geltung kommt, vor allem, wenn man sich einfach entspannt. ○



Unten durch

Gleichgültigkeit

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, vor dir liegt ein Einzahlungsschein für eine Spende an eine Entwicklungshilfeorganisation. Du hast bis jetzt noch nie gespendet, aber kürzlich hat dein Schwager dir erzählt, dass er sich nach dem Spenden immer total gut fühlt: «wie nach zwei Wochen Wellness in Leukerbad!» Du hast sofort die Chance gewittert, Geld zu sparen. Jedes Jahr gibst du rund 3000 Franken für Kuren zur Burnout-Prävention aus, und möglicherweise bist du ja nur deshalb so gestresst, weil du ein schlechtes Gewissen hast, dass es dir so viel besser geht als den Leuten in Afrika. Wenn es also ihnen etwas besser und dir wegen des Spendens finanziell etwas schlechter geht, könnte das bewirken, dass es dir psychisch etwas besser geht. Und wenn es dir besser geht, musst du nicht mehr zur Kur und sparst jährlich 3000 Franken, abzüglich 100 Franken Spendengeld.

Du schreibst also die Zahl 100 in das Feld auf dem Einzahlungsschein und wartest auf die entspannende Wirkung. Aber nach zehn Minuten bist du sogar noch verspannter als vorher, weil dich das angestrengte Warten auf die Entspannung gestresst hat. Vielleicht sind 100 auch einfach zu wenig, vielleicht funktioniert es erst ab 500. Aber jetzt kommt dir deine Mitmenschlichkeit in die Quere. Du bist nämlich kein Mensch, der nur an sich denkt. Du denkst auch an die Afrikaner. Es ist dir nicht geheuer, ihnen die enorme Summe von 500 Franken zu schicken. Der plötzliche Reichtum könnte sie habgierig machen. Du möchtest unter keinen Umständen, dass sie sich wegen deiner Spende gegenseitig massakrieren. Unter sicherheitspolitischen Gesichtspunkten wären 100 Franken also für die Afrikaner besser. Aber irgendwann musst du auch mal an dich denken, an deine Entspannung. Also überschreibst du die 1 mit einer 5, und jetzt spürst du, wie deine Rückenmuskulatur sich ein wenig lockert.

Die Entspannung lässt sich aber noch nicht mit der vergleichen, die eine Düsenmassage im Thermalbad von Leukerbad bewirkt. Sachlich betrachtet, hast du jetzt 500 Franken für etwas bezahlt, was du im Thermalbad schon für 25 Franken kriegst, und erst noch besser. Das kann

>>> Fortsetzung auf Seite 70

ja wohl nicht der Sinn des Spendens sein. Aber dein Schwager schwört darauf, und er sitzt im Vorstand einer Regionalbank, er würde niemals Geld in Entspannung investieren, wenn nichts dabei herauspringt. Du rufst ihn an und fragst: «Du, hör mal, ich bin grad beim Spenden und weiss nicht recht, wie viel ich da reinstecken muss, damit es mich entspannt. Was würdest du als Finanzexperte mir raten?» Dein Schwager sagt, seiner Erfahrung nach stelle sich der Relax-Flash, «dieses totale Floaten wie nach einer Power-Meditation» ab einer Spende in der Höhe von 15 Prozent eines Monatsgehaltes ein. So was Ähnliches hast du befürchtet. Das wären bei dir 1200 Franken. Das wird nur schon schreibtechnisch schwierig, denn wie sollst du aus der 5 auf dem Einzahlungsschein eine 2 machen, ohne dass es noch saumässiger aussieht als jetzt schon? Du hast ja schon die 1 mit einer 5 überschrieben.

Schweren Herzens entscheidest du dich dafür, die 500 stehenzulassen und vorn eine 1 hinzusetzen. Für dieses viele Geld möchtest du dich jetzt aber bitte subito so nachhaltig entspannen, dass du sowohl die diesjährige Kur wie auch die bereits gebuchten «Einfach mal abschalten»-Ferien auf den Kapverdischen Inseln stornieren kannst. Du legst die Hände auf den Einzahlungsschein, schliesst die Augen, atmest tief durch und denkst: «So, los jetzt! Her mit der Entspannung!» Aber genau in dem Moment, in dem deine Befürchtungen, dass du mit deiner exorbitanten Geldspende in Afrika einen Bürgerkrieg auslösen könntest, einem Gefühl der Gleichgültigkeit weichen und du dich also fast ein wenig entspannst, kommt deine Frau ins Zimmer und sagt mit bleichem Gesicht: «Du, die Bank von meinem Bruder ist pleite, und er wurde verhaftet!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Väter und Söhne

Von Peter Rüedi

Der Weinbau tendiert zu Dynastien. Im Unterschied zu anderen Wirtschaftszweigen, wo der Ausweis «seit siebzehnhundert-irgendwas» meist nicht viel mehr als die Patina von PR-Kosmetik ist, hat die Generationenfolge beim Geschäft mit den Reben tatsächlich etwas zu bedeuten. Bleiben einem Winzer doch, hat er das Glück eines langen Lebens, fünfzig Ernten, um sich (und seine Weine) zu verbessern. Learning by Doing ist beim schwer berechenbaren Umgang mit der Natur alles, also das Ansammeln von Erfahrung und der Wunsch, diese nicht mit dem eigenen Ableben abzuschreiben – beim Winzer noch etwas verständlicher als sonst im menschlichen Leben. Hat er keine leiblichen Nachkommen, wird er sich, wie im Fall des legendären Hans Ulrich Kesselring auf Schlossgut Bachtobel, beizeiten nach einem Nachfolger umsehen. In dessen Fall war beziehungsweise ist es sein Neffe Johannes Meier, der den Betrieb in achter Generation weiterführt.

Es müssen nicht immer solche alttestamentarischen Erbfolgen sein. Jedenfalls hat der

Winzer allen Grund, über seine Person hinauszuendenken und den Umstand zu preisen, der ihm einen Sohn oder eine Tochter beschert hat, der oder die sich zudem für sein anspruchsvolles Metier interessiert. Bei den Tessiner Cracks Daniel Huber und Werner Stucky sind es die Söhne Jonas und Simon, die übernommen haben. Und beim buchstäblich sowie im übertragenen Sinn gewichtigen Gian-Battista von Tschärner auf dem Weingut Schloss Reichenau (am Zusammenfluss von Vorder- und Hinterrhein) präsentiert dessen Sohn Johann-Baptista soeben seinen Erstling, 2000 kostbare Flaschen 2013er eines Churer Blauburgunders. Der Junge hat Mut, ist doch der Churer Blauburgunder, der die Handschrift des Alten auf der Etikette trägt, nichts weniger als eine Legende.

Johann-Baptistas Wein ist auf Anhieb gleichfalls ein bemerkenswerter Erfolg: in der Nase kräftige schwarze Frucht und ein Hauch Rauch, am Gaumen ein Schwergewicht, aber voller Eleganz, starke Tannine (auch vom guteingebundenen Holz): ein wunderbar austarierter Pinot der Spitzenklasse, der auch im Pinot-Paradies Graubünden keinen Vergleich fürchten muss. Geschichten zwischen Vater und Sohn, nicht nur die griechische Mythologie bietet dafür Beispiele sonder Zahl, enden oft mit Mord und Totschlag (meist, aber nicht immer auf Kosten der Alten). Das jüngste Kapitel der von Tschärnerschen Familiensaga bietet dazu einen Gegenentwurf; das Versprechen einer glücklichen Zukunft, die da aus den seit 1976 angesammelten Erfahrungen generationenübergreifend weiterwachsen wird.

Johann-Baptista von Tschärner Churer Blauburgunder 2013. 14,1%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 38.–. www.gerstl.ch



Salz & Pfeffer

Eines für alle

Von David Schnapp

Zu den schlimmeren Abenden gehört es, wenn zwei am Tisch sitzen und schweigend ihr Essen vom Teller schaufeln. Solche Szenen wird man im «Igniv by Andreas Caminada» in St. Moritz nicht sehen. Das im Stile eines gemütlich-eleganten Wohn-

zimmers eingerichtete Restaurant im «Badrutt's Palace» versorgt einen nicht nur mit variantenreichen kleinen Gerichten – rund zwanzig verschiedene sind es an einem Abend –, es liefert einem mit den vielen Schalen und Schälchen, Platten und Schüsseln auch gleich den roten Kommunikationsfaden für einen ganzen Abend.

Küchenchef Marcel Skibba serviert Gerichte, die man dann am Tisch brüderlich teilt, was einen mit jeder neuen Platte wieder ins Gespräch bringt: «Womit möchtest du beginnen?» oder «Darf ich dir etwas Foie gras schöpfen?» – das sind gute Eröffnungssätze für ein Gespräch, finde ich.

Skibbas Gerichte sind höchstästhetisch, filigran angerichtet, aufwendig gekocht, dabei aber doch leicht verständlich. Und sie sind ausnahmslos auf einem hohen geschmacklichen Niveau. Ein Abend im «Igniv» hat viele kleine Höhepunkte. Da war zum Beispiel der Saibling

mit cremigem, kräftigem Champagner-Sauerkraut oder ein gut abgeschmecktes Rindstatar mit einer blumigen Pfeffernote, Crème fraîche und luftig-knusprigen Kartoffelchips, die aus dem gedämpften, getrockneten Saft der Knolle gemacht werden. Einmal steht ein Topf heisse Fischsuppe auf dem Tisch, ihre Basis sind Langustinen-Karkassen, was ihr ein intensiv jodiges Aroma gibt, auch wenn es am Ende etwas süss ausfiel.

Noch bis zum 1. April ist das «Igniv» in St. Moritz offen. Es empfiehlt sich natürlich nicht nur für Leute, die sich sonst nichts zu sagen hätten. Vielmehr ist es ein schöner Ort, um anders, aber sehr gut zu essen.

Igniv by Andreas Caminada. Hotel «Badrutt's Palace», Via Serlas 27, St. Moritz. Tel. 081 837 26 38
Täglich ab 18.30 Uhr, Wintersaison noch bis 1. April



Auto

Von Sinnen

Der Tesla S P100D beschleunigt schneller als fast alles, was sonst auf der Strasse unterwegs ist. Und er kann ein Leben verändern. *Von David Schnapp*

Es ist nicht so, dass sich mein Pulsschlag beim Anblick eines Tesla sofort beschleunigt. Tatsächlich bin ich sogar eher skeptisch, ob die Zukunft des Automobils tatsächlich in 500 Kilogramm schweren Batterien liegt, die mit seltenem Lithium und Kobalt gefüllt werden, welche wiederum unter schwierigen Bedingungen abgebaut werden müssen.

Selbst als Skeptiker muss ich aber zugeben, dass am Tesla ziemlich viel richtig gemacht worden ist. Ich fuhr die stärkste Variante des «best car» (Eigenwerbung): Das Model S P100D beschleunigt unter idealen Bedingungen in 2,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h. Dafür schaltet man in den Modus «von Sinnen», nimmt allen Mut zusammen und das Lenkrad fest in die Hand. Danach hatte ich eine Vorstellung davon, was die Leute gemeint hatten, die Ende des 19. Jahrhunderts vor der Geschwindigkeit der Eisenbahn warnten, weil sie die menschliche Wahrnehmung überfordere. Der Autor Victor Hugo schrieb nach einer Fahrt in der Eisenbahn (30 km/h): «Alles wird zu Streifen; die Getreidefelder werden zu grossen gelben Strähnen.» Im Tesla geht es so radikal voran, dass ausser der Strasse direkt vor mir keine anderen visuellen Informationen verarbeitet werden können.

Die atemberaubende Beschleunigung ist aber vor allem ein guter Marketing-Zug, denn der Tesla hat andere, wichtigere Qualitäten. Die wichtigste: Hier ist Elektromobilität praktischer Alltag. Die Reichweite einer vollgeladenen Batterie beträgt rund 460 Kilometer. Geladen werden kann eigentlich überall, und gibt man ein Ziel ein, rechnet das Navigationssystem aus, wo und wie lange man unterwegs am besten lädt, um problemlos anzukommen. Andere Dinge kann das System, das über einen

riesigen Bildschirm gesteuert wird, nicht so gut: «Apple Carplay» etwa gibt es nicht, und das Navi verarbeitet nur Strecken von A nach B, Zwischenziele etwa können nicht eingegeben werden, was für ein Auto aus dem Silicon Valley doch übertra-

schend ist, aber wohl irgendwann mit einem automatischen Update behoben wird.

Supercharger und «Iron Man»

Ich fuhr an einem strengen Wintertag von Zürich nach Bern und zurück. Auf dem Heimweg spätabends lag die Tesla-Supercharger-Station Oftringen – gleich neben einem Vergnügungspalast mit Kinos, Restaurants und Spielhalle. Den Zwischenhalt legte ich bewusst ein. Er war nicht zwingend notwendig, verschaffte mir aber 15 Minuten Zeit, um ein paar Bälle an einem «Iron Man»-Flipperkasten zu spielen. In 15 Minuten lädt der Supercharger rund 100 Kilometer Reichweite, und 400 kWh Strom (für rund 1600 Kilometer) sind im Kaufpreis inbegriffen. So konnte ich fünf Franken in den Flipperkasten investieren, holte zwei Freispiele, und das schien mir unterm Strich ein gewinnbringender Zwischenhalt zu sein, den ich mit einem Benzinauto vielleicht nicht gemacht hätte.

Das ist demzufolge keine Übertreibung: Der Tesla kann ein Leben verändern, weil damit die individuelle Mobilität zwar durchaus angenehm und selbstverständlich bleibt, man sie aber gleichzeitig aus einer anderen Perspektive betrachtet und sie einen neuen Wert bekommt.

Tesla Model S P100D Leistung: 611 PS/449 kW, Drehmoment: 967 Nm; Reichweite (EU-Norm): 613 km; 2 Elektromotoren/Allradantrieb; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 141 050.–, Testauto: Fr. 149 450.–

Lernen durch Erleben

TCS Training & Events





Sicherheit gibt ein gutes Gefühl

**CHF 100.–*
pro Person
sparen!**

Unsere PW Fahrtrainings machen Sie fit für den Strassenverkehr. Und Sie haben auch noch Spass dabei.

Im Strassenverkehr kommt es immer wieder zu Situationen, in denen es auf die richtige Reaktion ankommt. Spontane Bremsmanöver, plötzlicher Spurwechsel oder schwierige Wetterverhältnisse, überall lauern unerwartete Herausforderungen, die es zu meistern gilt.

Mit unseren **PW Fahrtrainings** sind Sie auf alles vorbereitet. Auf training-events.ch finden Sie das passende Modul für sich.

Mehr Informationen und Anmeldung:
training-events.ch
info.training-events@tcs.ch
 Tel. 058 827 15 00

*Der Fonds für Verkehrssicherheit unterstützt die meisten PW-Fahrtrainings mit je CHF 100.– pro Person.

Das schöne Gesicht des Krieges

Als erste Frau der Welt schrieb sie Geschichte: Helena löste den Trojanischen Krieg, Trojas Untergang und die anschliessende Gründung Roms aus. Allein durch ihre Schönheit, so die Legende.

Ein Männertraum. Von Dagmar Just

Es gibt schöne Frauen, und es gibt Helena. Die Helena. «Schönste Frau der antiken Welt, die jeder haben wollte, der ihr begegnete.» Sagen ihre Biografen. Leider schweigen sie sich darüber aus, wie man sie sich vorzustellen hat. War sie eine üppige Blondine à la Marilyn, 90-60-90, oder eine muskulöse Fünfkämpferin? Edel wie die Venus von Milo oder mager wie Miss Twiggy? Genau darin liegt aber vermutlich auch ihr Welterfolg: Jeder muss seine eigene Helena erfinden, egal, ob er sie sich nur in Gedanken vorstellt oder aus Gips oder Marmor erschafft, auf Leinwand oder Zelluloid bringt oder in einer Operette verewigt, in einem Melodrama oder Epos. Wie Homer, der ihr in seiner «Ilias» den ersten denkwürdigen Auftritt beschert, gemeinsam mit Troja, das bei ihm Ilion heisst und letztlich durch sie untergeht.

Heirats-Halali

Eine Frau mit dieser Mission ist kein Lieschen Müller. Ihr biologischer Vater ist Zeus persönlich, der mächtigste unter Griechenlands Göttern. Und er verwandelt sich noch extra in einen Schwan, um die Verführung ihrer – mit dem König von Sparta verheirateten – Mutter Leda und die anschliessenden Zeugung auch wirklich sicherzustellen. Sozial wird Helena dadurch schon als Teenager zu einer attraktiven Partie, und so wird sie mit zwölf das erste Mal entführt. Da ihr Kidnapper Theseus ausser Heldentaten nichts zu bieten hat, holen ihre Brüder sie wieder nach Hause. Die Aktion steigert aber ihren Bekanntheitsgrad, und als ihr Stiefvater Tyndareos sechs Jahre später zum offiziellen Heirats-Halali bläst, reisen alle Single-Fürsten der Ägäis nach Sparta. Sie fällt dem Reichsten zu, Menelaos, dem Bruder von Agamemnon, König von Mykene. Und darum ist diese Ehe vermutlich weniger Liebesheirat als Zweckbündnis zwischen den zwei militärisch-kulturellen Führungsmächten im Land.

Aphrodites Coup

Kameraschwenk auf die andere Seite des Mittelmeers. Im Ida-Gebirge nahe Troja findet unterdessen die erste Miss-Universum-Wahl der Geschichte statt mit nur drei Bewerberinnen: Hera, Athene, Aphrodite. Jede eine Göttin, schön, mächtig, unsterblich. Der einzige Juror, von Zeus bestimmt,

ist Paris, ein junger Schafhirt, verheiratet, ein Sohn. Wie üblich beginnen die Teilnehmerinnen zu posieren. Sie flankieren das aber jeweils mit einem Bestechungsversuch. Aphrodite verspricht Paris die Liebe der schönsten Frau der Welt. Das verschafft ihr den goldenen Apfel der Siegerin – und die Möglichkeit zur Rache. Denn «Jahre vorher, als Tyndareos den Göttern opferte, hatte er [...] Aphrodite übersehen, die schwur, zur Strafe dafür seine drei Töchter [...] als Ehebrecherinnen berühmt zu machen» (Ranke-Graves). Also kürt die Göttin und erste Miss

die grosse Frage, die den Helena-Kosmos wie ein roter Faden durchzieht. Tut sie, was sie tut, als Opfer rachsüchtiger Götter, oder spielt sie «verführerisch wie eine Katze, verschlagen wie ein Affe, kalt wie eine Schlange», souverän ihr eigenes Spiel? Trifft dieser Steckbrief eines Ex-Mitarbeiters von Christian Lacroix für das einstige Supermodel Carla Bruni, Ehefrau des französischen Ex-Staatspräsidenten, auch auf sie zu? Ist ihre Lust der einzige Gott, vor dem sie kniet, oder hatte sie nie einen freien Willen, was Wolf Singer oder andere Koryphäen der Neurophysiologie vielleicht beidene würden?

Wie frei war die schöne Helena?



Möglichkeit zur Rache: Paris entführt Helena.

Universum jetzt kurzerhand Menelaos' Ehefrau Helena von Sparta zur ersten Miss World.

Helenas Lust

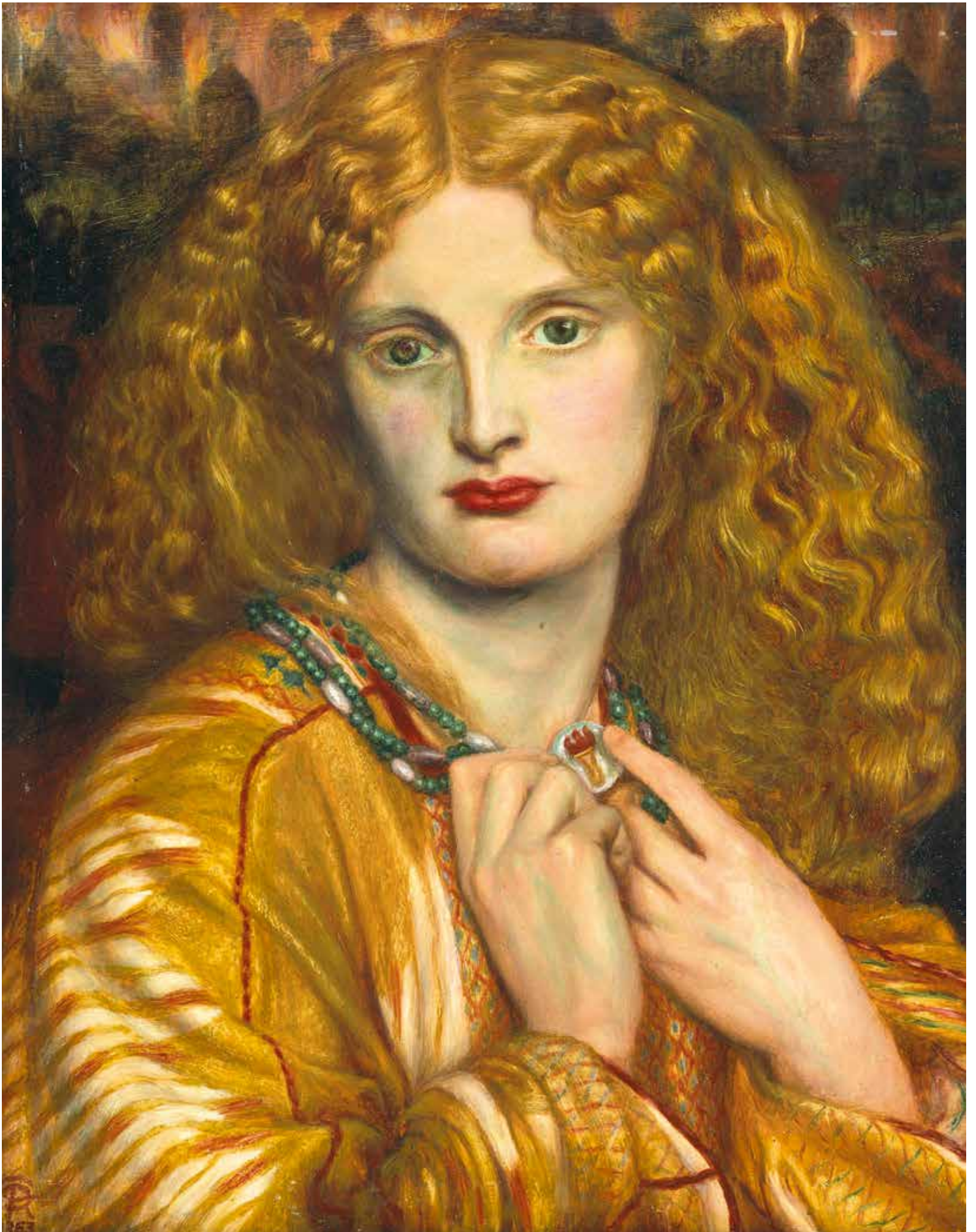
Die Liste der Verfehlungen ist lang, die Helena begehrt, nachdem sie auf – den inzwischen wieder zum trojanischen Königssohn avancierten – Paris trifft: Ehebrüche, Fahnenfluchten, Kollaborationen. Sie lässt ihre Tochter im Stich, raubt den Staatsschatz, entführt ihren Sohn, bringt Krieg über Troja, indem sie Menelaos die kalte Schulter zeigt und bei Paris bleibt. Als der stirbt, vögelt sie gleich mit seinem jüngeren Bruder weiter und heiratet den älteren. Nur um den dann bei Kriegsende hinterrücks zu erstechen – vor Menelaos, auf dass «diese Tat und der Anblick ihrer nackten Brüste» ihn dazu bringen, sie zu retten. Schuld oder Schicksal – das ist

Träumer

Es gibt die These, dass die echte Helena in Ägypten sass, während die von Troja nur ein Phantom war. Aber was wäre Helena ohne den Trojanischen Krieg, und was wäre umgekehrt dieser Krieg ohne sie? Hat nicht sie diesen Krieg erst berühmt gemacht – als einzigen Krieg, der statt um Macht, Land und Rohstoffe um eine Frau entbrannte? Und hat nicht er sie zu der einzigen Frau gemacht, die einem Krieg ein schönes Gesicht gab? Ein Männertraum. Von Homer über Goethe und Hugo von Hofmannsthal bis Jacques Offenbach und Jean Giraudoux träumt ihn das kriegerische Abendland schon über 3000 Jahre. Fixiert stets auf die einzige grosse antike Frauenfigur, die nicht getäuscht, verlassen, geopfert, verhöhnt, verklart oder gezähmt, sondern begehrt wird, und als Frau selbst begehrt.

Ein Träumer aber übertrifft sie alle. Mit Homers «Ilias» in der Hand beginnt dieser Mann, 1873 auf einem Hügel südlich der Dardanellen, einen Schatz auszugraben, den der trojanische König Priamos einst vor Menelaos und dessen Alliierten versteckt haben soll. Bis heute gibt es keinen schlüssigen Beweis dafür, dass die Stadt Troja, der Trojanische Krieg, Paris und die schöne Helena oder Homer, der Dichter, der von alldem erzählte, überhaupt existiert haben. Aber dank Heinrich Schliemanns damals rund 8000 Stücke umfassendem Fund zählt das Troja der schönen Helena seit 1998 zum Unesco-Weltkulturerbe.

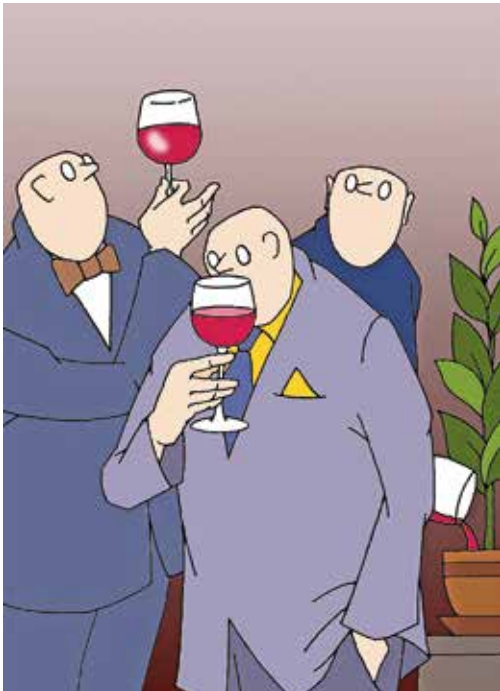
Lesen Sie nächste Woche:
Elisabeth I., Englands Kronjuwel



«Verführerisch wie eine Katze, verschlagen wie ein Affe, kalt wie eine Schlange»: Helena.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn man anspruchsvolle Gäste bewirbt, einen uralten «Risiko-Wein» aus dem Keller holen, von dem man selber nicht weiss, ob er noch geniessbar oder aber längst hinüber ist? Wie reagiert man in letzterem Fall? *Gaudenz Schmucki, Chur*

Grundsätzlich würde ich eine solche Flasche eher allein oder im kleinen kollegialen Kreis verkosten. Falls Sie den Wein trotzdem an diesem Abend öffnen möchten, würde ich ihn aus der Karaffe (also dekantiert) servieren und alle am Tisch um einen Kommentar dazu bitten. Anschliessend die Flasche zeigen und weiterdiskutieren. Das Schöne am Wein ist ja gerade, dass in jeder Flasche etwas Mysteriöses und Unverhofftes steckt. Auch wird noch lange nicht jeder Wein mit langem Lagern besser – im Gegenteil. Daher ist es zentral, immer ein paar Flaschen an Lager zu haben.

Chandra Kurt, Wein-Publizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Genau das brauchen wir: Menschen, die sich dem Rechts-links-Schema entziehen.» *Barbara Peter*

Marketingcoup des Jahrzehnts

Nr. 10 – «Egal, was die Eliten sagen»; Florian Schwab über den Auftritt von Steve Bannon

Ich war zwar nicht an der Veranstaltung mit Steve Bannon, ich habe aber darüber gelesen. Irgendwo stand, es habe auch «irritierende Momente» gegeben, nämlich dann, wenn Bannon auch sogenannte linke Positionen vertrat. Mein Herz machte einen Freudensprung. Genau das brauchen wir: Menschen, die sich dem Rechts-links-Schema entziehen, indem sie erkennen, dass sowohl da wie dort Sinnvolles gedacht beziehungsweise angestrebt wird. Das wäre die neue Art des Politisierens, ohne deren Verwirklichung wir letztlich keinen Schritt weiterkommen. *Barbara Peter, Wil*

Die landesweite Medienberichterstattung nach dem hervorragend angesagten und vermarkteten Bannon-Auftritt lässt neidlos anerkennen, dass die *Weltwoche* den Marketingcoup des Jahrzehnts gelandet hat. Der wohl grösste Event mit einer historischen amerikanischen Persönlichkeit war der Besuch von General Norman Schwarzkopf in Winterthur unmittelbar nach der Operation «Desert Storm». Alle schweizerischen Medien und drei US-Fernsehstationen berichteten über den ersten öffentlichen europäischen Auftritt des siegreichen Generals mit erstarktem militärischem Selbstbewusstsein nach dem Vietnamkrieg. Daraufhin führte das Militärdepartement mit allen Generälen der Schweizer Armee ein «Desert Storm»-Seminar durch. Da hatten einige unserer damaligen höchsten Réduit-Militärs ihre eigenen Fähigkeiten kritisch hinterfragen müssen. So sie denn dazu in der Lage waren. *Roger E. Schärer, Oberst a. D., Feldmeilen*

Rückständige bürgerliche Wähler

Nr. 10 – «Verlorenes Terrain»; Rico Bandle über die Stadtratswahlen in Zürich

Wie dilettantisch sind eigentlich die bürgerlichen Wähler der Stadt Zürich? Sieben von neun Stadträten sind linke Politiker! Haben die bürgerlichen Wahlberechtigten denn in den letzten Jahren nichts gelernt von den linken Wählern? Links werden konsequent und machtpolitisch nur Linksparteien und linke Kandidaten gewählt, aber nicht nur die eigenen, sondern immer auch die Kandidaten anderer Linksparteien. Es ist lächerlich und beschämend, wenn die fünf bürgerlichen Kandidaten von Wahltermin zu Wahltermin rennen und dann die Wähler nur die eigenen bürgerlichen Kandidaten berücksichtigen. Rein vom Stimmenpotenzial und Parteienverhältnis her hät-

ten es alle fünf bürgerlichen Kandidaten in den Stadtrat schaffen können. Das Phänomen der rückständigen bürgerlichen Wähler ist auch in anderen Städten auszumachen: Sie lassen lieber den Linken den Vortritt, als dass sie die anderen bürgerlichen Kandidaten auf den Stimmzettel schreiben würden. Sollte man auch die Stadträte nach dem Proporzsystem wählen lassen? *Konrad Rüegg, Ebnet-Kappel*

War alles umsonst?

Nr. 9 – «Feiern ohne Grund»; Urs Paul Engeler über 1968

In einer erfrischenden Polemik beschäftigt sich die *Weltwoche* mit den Strömungen, die unter der Etikette «1968» zusammengefasst werden. War es eine Bewegung ohne Berechtigung? Der in den 1960er Jahren rapide steigende Wohlstand ermöglichte es den Leuten, eigene Lebensentwürfe zu zeichnen. Im ungewöhnlichen Klima des Wirtschaftswunders gediehen nicht nur Geschäfte, sondern auch Utopien. In der Zwischenzeit ist Ernüchterung eingetreten. Die Pforten eines irdischen Paradieses haben sich nicht geöffnet. War alles umsonst? Keineswegs. Der Widerspruch der 1968er hat die Debatte belebt. Die Schweiz ist politischer geworden, man denkt wieder in Grundsätzen. Die gegenwärtigen vehementen Konfrontationen, ausgelöst durch Themen wie Nation, Souveränität, Familie oder Schule, sind ein Zeichen des Engagements und sorgen für frischen Wind. *Georg Weber, Zürich (Herausgeber des Buches «Rebellion unter Laubenhögen. Die Berner 1968er Bewegung»)*

Selber schuld

Nr. 8 – «Bersets Kunstfehler»; Philipp Gut über den neuen Ärztetarif

Wir Ärzte sind hauptsächlich selber schuld. Wir haben einen viel zu komplizierten Tarif geschaffen. Dazu passend konnten wir uns nicht auf eine Tarifrevision bis Ende 2017 einigen und schlitterten in den vertragslosen Zustand. Nun handelt Bundesrat Berset. Er muss die Prämienlast für die breite Bevölkerung erträglich halten. Dass er die Löhne einiger Ärzte aufs Tapet bringt und im Tarif ebnen will, liegt auf der Hand. Ihm in diesem Ringen Kunstfehler vorzuwerfen und mit dem Juristen zu drohen, geht am Kern vorbei. *Beat Meister, Hausarzt, Hochdorf*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21					22	
23	24					25				26	
				27	28		29				
30		31	32				33				
	34				35	36			37		38
39				40				41			
42						43	44				
		45					46				
47						48				49	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Krönendes Ereignis zur richtigen Zeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wo ein Schmied, ist ganz bestimmt auch er. 7 Der intensive Geruch assoziiert solch eine Ratte. 12 Heute sprechen wir eher von Varietät. 13 Eine wirklich rätselhafte italienische Insel. 16 So schwarz wie jener römische Kaiser. 17 Was aus Lucius geworden ist. 18 Sie sorgt für die richtige Fassung, die teils zu Fassungslosigkeit führt. 20 Das Fluginsekt ist wahrlich süß. 22 Auch so genannte Umkehrosen. 23 Lässt man sie gewähren, wird sie uns ernähren. 25 Jener Tony, der 1995 den Giro d'Italia gewann. 27 Kein Mistral, aber frieren lässt der Wind einen auch an der Adria. 29 Mit ihr zahlte man vor dem Euro auch in Andorra. 30 Ein Möbel wie aus der alten Zeit. 33 Fortis, der intensiv gesprochene Konsonant, und nun sein Gegenpart. 34 Kapitän auf biblischem Schiff. 35 Der letzte grosse Gletscherfluss der Ostalpen. 37 Bruchstück, Fragment, Rest – geht alles auch. 39 Lichtquelle als Warnstelle. 41 Charakterisiert Menschen und Flaschen. 42 Richtig ist das Laster ein norddeutscher Fluss. 43 So gesehen kann man sagen: glücklich. 45 Unbestimmte Menge: nicht allzu viel, oder gar wenig? 46 Augustus und Tiberius liessen die Stadt erblühen. 47 Formel der Höflichkeit. 48 Das Leben ist zu lang, so der Levy im Jahre 2010. 49 Kurz gefasst: Mittlere Sonnenzeit am Nullmeridian.

Senkrecht — 1 Ein arabischer Name, zumindest ein Teil davon. 2 Die irische Muttergöttin war mit vielen Helden verbandelt. 3 Die himmlische Umlaufbahn muss entziffert werden. 4 Unverfälschter Klang, vielleicht als Gesang. 5 Man liegt dort und merkt es nicht. 6 Für Banker liegt es zwischen Monatsbeginn und -ende. 8 Eine Verwandte der Eindringlichkeit. 9 Du bist, sechs – könnte von Trapattoni stammen. 10 Was bei Voltaire namentlich hinter den Kulissen steht. 11 Einschienenbahn. 12 Nicht komplett, aber fast alles. 14 Hessische Kleinstadt, einst wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. 15 Ein Lehrer, den Max und Moritz nicht leiden konnten. 19 Tätigkeit als religiöse Demutsgeste. 21 Auf gut deutsch: ein Medienabspielgerät. 24 Harmonisch klingt es sicher nicht so. 26 Eigenschaft, die Eremiten abgeht. 27 Soll der DSDS-Jury wohl zu Glamour verhelfen. 28 Ein Mann, der etwas kann – das ist auch einer. 31 Kommunikation mit variantenreichen Zeichen. 32 Wahrsagerei bis mystifizierte Plauderei. 33 So, so der Anthropophobiker, muss der Platz sein. 36 Bei der Droge geht oft alles (allzu) schnell. 38 Seine Geschichte beginnt mit dem Berufungserlebnis am Berg Hira. 39 Er bedeckt bei uns ein Drittel der Landesfläche. 40 Gesang für Klassikliebhaber. 41 Stadt an der Grenze zur Republik Moldau. 44 Ein Telefon für Mundfaule.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 558

A	B	L	A	G	E	W	E	S	T	E	A
F	R	A	E	S	R	E	I	L	I	T	A
I	N	K	A	S	S	O	L	A	M	E	T
N	T	R	I	P	P	E	L	N	F	A	H
C	L	E	S	O	L	T	I	R	L	E	M
A	E	R	A	N	O	I	T	R	A	E	N
S	A	I	L	S	O	K	A	R	T	R	E
N	O	B	S	E	R	I	C	H	I	I	I
F	L	A	U	D	A	T	I	O	A	H	O
A	B	O	N	N	E	N	T	L	A	U	E
D	A	G	E	G	E	N	H	E	I	L	A
E	H	E	R	R	O	M	A	S	T	R	E

Waagrecht — 1 ABLAGE 6 WESTE 11 FRAESE 12 (W-)EIL 13 ITAL 15 INKASSO 17 LAMETTA 18 TRIPPELN 20 FAHR 21 CLE 23 SOLT 25 LEM 26 AERA 28 NOI (it. f. wir) 29 TRAENE 31 SAIL (engl. f. segeln) 32 SOKAR 34 TRE (it. f. drei) 35 NOBS 37 ERICH 40 LAUDATIO 43 AHOI 46 ABONNENT 48 LAUERN 50 DA-GEGEN 51 HEILAND 52 EHER (Rehe) 53 ROMA 54 STREU

Senkrecht — 1 ARN (-ika) 2 BAKTERIOLOGE 3 LEAR 4 ASSIS 5 GESPONS (einstiger Ausdruck f. Ehepartner) 6 WILLI 7 ELAN 8 TIEF 9 ETTALER 10 ALARME 11 FINCAS 14 ATHE-NE (griech. Göttin der Weisheit) 16 OPLOO 19 ETIKETT 22 LEAN 24 RR 27 ALBANER 29 TRIOLE 30 ATHAULT 33 ARI (IRA) 36 (Kim II-) SUNG 38 HINDU 39 FADE 41 DEER 42 ANNO (nano) 44 HEAR (Hera) 45 ORNE (Nero) 47 BAH 49 AIS 51 HA

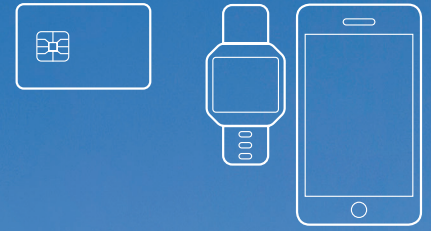
Lösungswort — **SERIOSITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



The way to pay.



i

cashfree

AND YOU?



Partner von
Miles & More
Lufthansa

Geniessen Sie die grosse Freiheit, bezahlen Sie weltweit bargeldlos und sammeln Sie gleichzeitig wertvolle Prämienmeilen: mit der leistungsstarken **Cornèrcard Miles & More Karte**, die auch den bequemen, schnellen und sicheren Einsatz mit Smartphones und Wearables unterstützt.

I am cashfree. And you? #iamcashfree cornercard.ch

cornèrcard

